Hedwig Courths-Mahl...

Hans Reimann, Hedwig Courths-Mahler




VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



Hedwig Courths-Mahler

Schlichte Geschichten fürs traute Heim

Erzählt von ... Reimann

Mit 30 Zeichnungen von George Grosz



Paul Steegemann Verlag · Hannover und Leipzig



HEDWIG COURTHS-MAHLER

Schlichte Geschichten fürs traute Heim

Erzählt

von

HANS REIMANN

Geschmückt mit reizenden Bildern

von

GEORGE GROSZ

IMPORT UND EXPORT

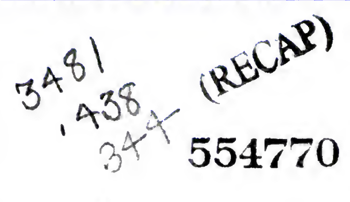
Paul Steegemann · Buchmacher

HANNOVER / LEIPZIG / ZÜRICH

1. – 10. Auflage

Dreißig Zeichnungen im Text und
eine Umschlagzeichnung
von George Grosz.

INHALT



BÜCHER UND MENSCHEN

nennt sich eine in Leipzig erscheinende Zeitschrift*), die unentgeltlich an jeden in Südamerika wohnenden Deutschsprechenden geschickt wird. Nummer 1 des zweiten Jahrgangs 1921 bringt einen Artikel über deutsche Dichterinnen.

Es ist nicht wahr, daß er von Ricarda Huch und Else Lasker-Schüler handelt. Auch nicht von Alice Berend oder Lena Christ oder Catherina Godwin oder Hans von Kahlenberg oder Ilse Linden.

Gott behüte. Nein, er handelt von der Hedwig Kurz-Malheur, der A. von Panhuys, der Friedrich Lehne (Helene Butenschön), der Erich Friesen und der Erich Ebenstein.

Die letzten vier sind in der ersten einen

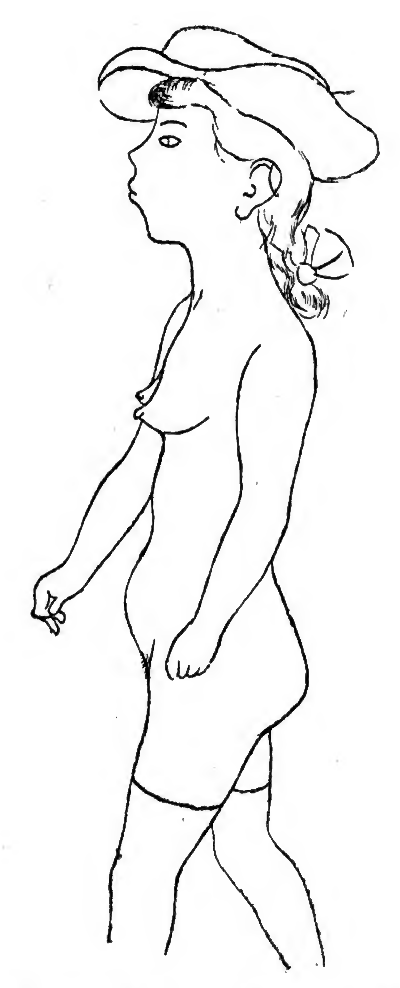
*) Erscheint sie noch?

konzentriert enthalten und interessieren uns nicht.

Abgedruckt aber sei, was die Zeitschrift „Bücher und Menschen" von unserer †††. Hedwig offenbart:

„Geboren wurde diese geniale Frau als Hedwig Mahler am 18. November 1867 zu Nebra an der Unstrut, einem kleinen idyllisch gelegenen Thüringer Städtchen, und hier in einer der lieblichsten Gegenden Deutschlands bildete sich ihr Gemüt, erwarb sie den feinen Natursinn, der zahlreichen ihrer Werke einen so ganz besonderen Reiz verleiht.

Späterhin nahmen die Eltern des sich früh schon durch hervorragende Geistesgaben auszeichnenden Kindes ihren Wohnsitz in Leipzig. Die junge Hedwig wuchs heran wie viele andere junge Mädchen und dachte zunächst weit weniger an das Grün des Dichterlorbeers, sondern mehr wohl an das der Myrte,



Eine Courthsmahlerin, in welcher der Drang mächtig wird — analog zu Seite 11. Oder: Der Weg in die Öffentlichkeit.

und so sehen wir sie, zur lieblichen Jungfrau erblüht, bald den Lebensbund schließen mit einem jungen Künstler F. Courths.
Chemnitz in Sachsen war es, wo die Neuvermählten ihren ersten Wohnsitz aufschlugen. Bald aber verlegten sie ihr Domizil nach Berlin, da der junge Meister hier reichere Möglichkeiten für die Entwicklung seines Talentes vor sich sah, als im deutschen Manchester.
Eine längere Reihe von Jahren war Frau Hedwig nichts als Gattin und Mutter — sie hatte ihrem Gemahl inzwischen zwei Töchter geschenkt —, endlich aber wurde der Drang zu mächtig in ihr, dem, was ihre Seele bewegte, durch das Wort Ausdruck zu geben, und so sehen wir sie im Jahre 1905 mit ihrem ersten Werke „Auf falschem Boden" den Weg in die Öffentlichkeit betreten.
Sie war somit schon eine geistig vollausge-

reifte Persönlichkeit, als sie mit ihrem ersten Roman hervortrat, und so merkte man diesem auch keineswegs jene charakteristischen Schwächen an, die sonst zumeist dichterischen Erstlingen zu eignen pflegen.

H. Courths-Mahler, wie sie sich als Schriftstellerin nannte, stand somit von vornherein als eine ausgeprägte literarische Erscheinung vor der Welt da, und das günstige Urteil, das man von Anfang an über sie fällte, befestigte sich mehr und mehr durch ihre nächsten Werke „Liselottes Heirat“ und „Es irrt der Mensch“.

Wer sich für die Anfänge ihres Aufstieges zum Parnaß sonderlich interessiert, sei auf ihren Roman „Unser Weg ging hinauf“ verwiesen, der viel autobiographisches Material enthält.

Ein Talent wie diesen eben aufgegangenen Stern konnten sich die deutschen Familienzeitschriften und Tagesblätter unmöglich ent-



„Es irrt der Mensch"

gehen lassen, und so sehen wir denn bald da und dort in deren Feuilletons Romane von H. Courths-Mahler auftauchen — und zwar mit dem Erfolge, daß das Erscheinen eines solchen jeweils einen entscheidenden Einfluß auf das Anwachsen der Abonnentenzahl ausübte.

Die Fähigkeit der Courths-Mahler, spannende Situationen zu erfinden, ist ungewöhnlich. Die Charakteristik der als handelnd eingeführten Personen ist meisterhaft; Knappheit und dramatischer Aufbau vollendet; die Naturschilderungen hinreißend und ihr Stil von feinster Kultur.

Sie, die sich mit jeder neuen Schöpfung neu verjüngt und der wir noch viele Jahre fröhlich gedeihlichen Schaffens wünschen, hat mehr erreicht als das, was Lessing zu Klopstock sagte, denn sie wird nicht nur gepriesen, sie wird auch gelesen!

Aber neben ihr, der hundertblättrigen

Rose, ihr, der Zentifolie im Garten deutscher Dichtkunst, gedeihen noch manche andere köstliche Blumen von eigenartiger Farbe und von berauschendem Duft."

*

STUMPFSINN

Ort: Wartezimmer in einer Augenstation

Rund, oder besser: viereckig um des Wartezimmers Wände läuft eine Bank.

Auf der Bank sitzen sechzehn Menschen.

Die sechzehn Menschen sitzen seit Jahr und Tag auf der Bank.

Sie sind müde, faul, verdrossen.

Sie haben sich in ihr Schicksal gefügt.

Die meisten sitzen vornübergebeugt, den Kopf in die Hand gestützt.

Mir gegenüber hockt einer mit hellblondem Stoppelbart; der hat den linken Ellbogen auf dem linken Knie und die Wange auf dem linken Handrücken.

Die Rechte baumelt schlaff zwischen den auseinandergeklappten Oberschenkeln.

In den Fingern der Rechten steckt ein Papier von der Größe einer Postkarte.
Dieses Papier haben wir alle.
Es ist die gedruckte Anordnung des Kassenarztes, daß unsere Augen untersucht werden sollen.
Fliegen summen.
Der Blonde nickt ein.
Dabei gleitet ihm das Papier aus der Hand.
Er wacht auf, bückt sich träge und hebt das Papier auf.
Nach einer Minute nickt er wieder ein.
Das Papier entgleitet seiner Hand.
Er wacht auf, bückt sich lässig und hebt es auf.
Fliegen summen.
Keiner achtet auf den anderen.
Ich bin der einzige, der wach ist und auf den Blonden spannt.
Der ist wieder eingenickt.
Das Papier entgleitet seiner müden Hand;

er bückt sich, hebt es auf und schlummert wieder ein.
Ich lache leise.
Dem Blonden, der inzwischen eingenickt ist, entgleitet das Papier. Er bückt sich wie aus alter, unabänderlicher Gewohnheit, hebt es auf und schläft wieder ein.
Ich stehe sacht auf und stecke ihm das Papier in die Rocktasche. Er glotzt blöde, läßt mich gewähren und schnarcht.
Fliegen summen.
Nun ergebe auch ich mich in mein Schicksal.
Es können noch viele, viele Jahre verstreichen, ehe wir untersucht werden.

*

DER ALTE

Viermal am Tag führte mich mein Weg an der Kathedrale vorbei. Am Außengürtel der Stadt liegt meine Behausung und unweit des Ratsgebäudes der Ort meiner Tätigkeit. Da nun das Angesicht der Kirche nach dem Marktplatze weist, so springt mich frühmorgens sowie nach Tische — also auf dem Gange zu meiner Arbeitsstätte — die Rückseite der Kathedrale an, mittags dagegen und des Abends die von irrsinnigen Zierraten starrende Fassade.

Und da nun weiterhin das Gotteshaus, einem Menschenbrecher zu vergleichen, die Mitte der Straße einnimmt, dergestalt, daß die von mir täglich beschrittene (ergänze: Straße) sich notgedrungen in eine Gabelung hat fügen

müssen und beiderseits das mächtige Gebäude umspült, die Bauten der Bürgerlichen weit zurückdrängend, so fühlte ich zweimal täglich auf dem Hinwege und zweimal täglich auf dem Heimwege die Frage meinen Kopf bestürmen: „Soll ich rechts herum oder links herum die Schritte lenken?"

Worauf es aus mir heraus antwortete: „Mach dir das Leben nicht unnötig schwer, Hans. Ob du rechts dich wendest oder links, ist einerlei; denn die beiden Wege vereinen sich, sobald sie die Kirche umschlossen haben."

Weil mir dies einleuchtete, und weil ebendemselben durchaus klar war, daß, endgültige Beschlüsse vor einem Scheidewege zu treffen, immerhin eine Angelegenheit sei, die man nicht mit „Juchhei" oder „Festedruff" lösen dürfe, daß jedoch anderseits der Fall in meinem Falle schlicht und unverwickelt läge, indem der Scheideweg mit nichten ein Scheideweg sei, lief ich, ohne zu fackeln,

rechterhand um die Kirche herum, oder auch, wenn es mir just beliebte, zur Linken.
„Es ist ja Buxe wie Beinkleid", sagte ich mir.
Aber ich hatte mich bitter getäuscht, und es war keineswegs Buxe wie Beinkleid.
Als ich mir nämlich eine Woche hindurch das harmlose Vergnügen gegönnt hatte, viermal täglich den r e c h t e n Pfad einzuschlagen, erblickte ich eines Morgens auf dem untersten Absatz einer Steintreppe, die von der Seite her in den Rumpf der Kathedrale führt, einen zerschlissenen G r e i s, der sichtlich blind war, wenn ich mich so ausdrücken darf, und der dennoch heimtückische Blicke nach mir blitzte. Selten traf ich Menschen in der Nähe der Kathedrale, und vollends auf den Treppenstufen hatte ich noch kein lebendes Wesen gesehen.
Das ganze Viertel, in welchem die Kirche vor Anker liegt, ist öde und ohne Leben: ein

verhungerter Köter oder eine scheue Katze drücken sich vergrämt an den bleichsüchtigen Häusern entlang, und gespenstisch klingt es, wenn eine Frauenstimme lacht.
Wie unter Wasser.
Erst in der Dämmerung, die das Grelle und Bunte in Schemen löst, regt sich hie und da ein zages Strudeln.
Es hockte also ein Greis mit schmierig-stieren Pupillen auf der Treppe, zog kriecherisch die Trümmer eines Hutes und verfolgte aufmerksam den Tritt meiner Füße.
Ehe ich um die Ecke bog, wendete ich mich herzklopfend um: der zahnlückige Alte, der mir grinsend hinterdrein geglupscht hatte, ruckte seinen Spirituskopf blitzgeschwind geradeaus und tat, als sei er die Harmlosigkeit selbst.
Über meinen Geschäften vergaß ich ihn alsbald, zur Mittagsstunde aber, als ich — nun schon gewohnheitsgemäß — rechts an der

Kirche vorüber strebte, fiel er mir wieder in den Sinn und fast zur gleichen Sekunde in die Augen.

Denn da saß er, blindlings und schlierig wie eine Qualle, streckte das ehemalige Hütchen aus und beluchste mich. — An der Ecke drehte ich mich nicht um, sondern hastete weiter.

Nach dem Mittagsbrot überlegte ich hin und her, ob ich im großen Bogen die Kathedrale umschleichen und dem Blinden entflüchten sollte; Neugier jedoch und heftig aufbrausender Mannesmut trieben meine Füße den vertrauten Weg: und richtig, der Alte kauerte auf seinem Platze. — Des Abends gleichermaßen.

Vom nächsten Tage an lief ich bald rechts, bald links um die Kirche herum, planlos und willkürlich, wie es mir einfiel.

Und immer saß der Blinde da und wartete auf mich.

Da packte mich die rote Wut, und ich schrie ihm in die haarbebüschelten Ohren, warum er in Dreiteufelsnamen mein Leben aus dem Gleichgewicht bringe.
Die Worte rannen von ihm ab, als höre er nichts.
Des Nachts zerwühlte ich mein Bett, und wenn ich matt und mürbe einschlief, erschien der Krüppel mir im Traum und überwachte meinen Schlaf.
Oh, das war unerträglich.
So konnte es nicht bleiben.
Ich mußte das Geheimnis dieses Menschen in den Grund bohren...
Drum, als ich eines nachts die Ruhe — trotz „Adalin" — nicht finden konnte, machte ich mich auf und eilte an die Kathedrale.
Blaugrün, fast wie bemoost, hing der Himmel; von Sternen und von Mond nichts zu verspüren.
Gleichsam aus knittrigem Stanniol gepreßt,

wuchtete die Kirche über die geduckten Dächer rundum.

Den Pfad zur Linken schlug ich ein, tiefst überzeugt, den Greis auf seinem Posten anzutreffen.

Das Bild, wie er da blind und schweigsam auf der Treppe hockt, hämmerte ich mit fiebrischer Wut in die Gedanken ein, damit sie nicht allzu jäh auftanzten, wenn er dasäße.

Und weiß der Henker: er saß da!

Kein Phantom.

Er war es wirklich.

Hart vor der Treppe machte ich kehrt und stob, von den Furien gehetzt, rings um das Gotteshaus — hinüber zu der zweiten Treppe: er saß auch dort.

Da brach ich in die Knie und schleppte mich — ich hörte Bleigewichte rasseln — zurück zur ersten Treppe, keuchend: er saß auch dort; stumm, schleimig, grausam.

Er saß auf beiden Treppen, und ich ent-

kam ihm nicht. Hier gab es kein Entrinnen.
Mit meinen letzten Kräften stürzte ich mich auf den Kerl, ihn zu erdrosseln — ich griff in Luft, ein wirrzerzauster Hut blieb meinen Fingern.

Von jener Nacht an schloß ich mich in meine Kammer, und niemals mehr betrat ich die Straße.

Ich wage es nicht.

Langsam geh ich zugrunde.

Der Alte will's.

*

VOM FREUDENHAUS INS GRAFENSCHLOSS UND RETOUR

Frei nach
HEDWIG COURTHS-MAHLER
bearbeitet von
MAGNUS BIRCH-HIRSCHFELD

*

ERSTER AKT

Freudenlos lebte die schöne und tugendreiche Anastasia Glühwurm im Freudenhause dahin.

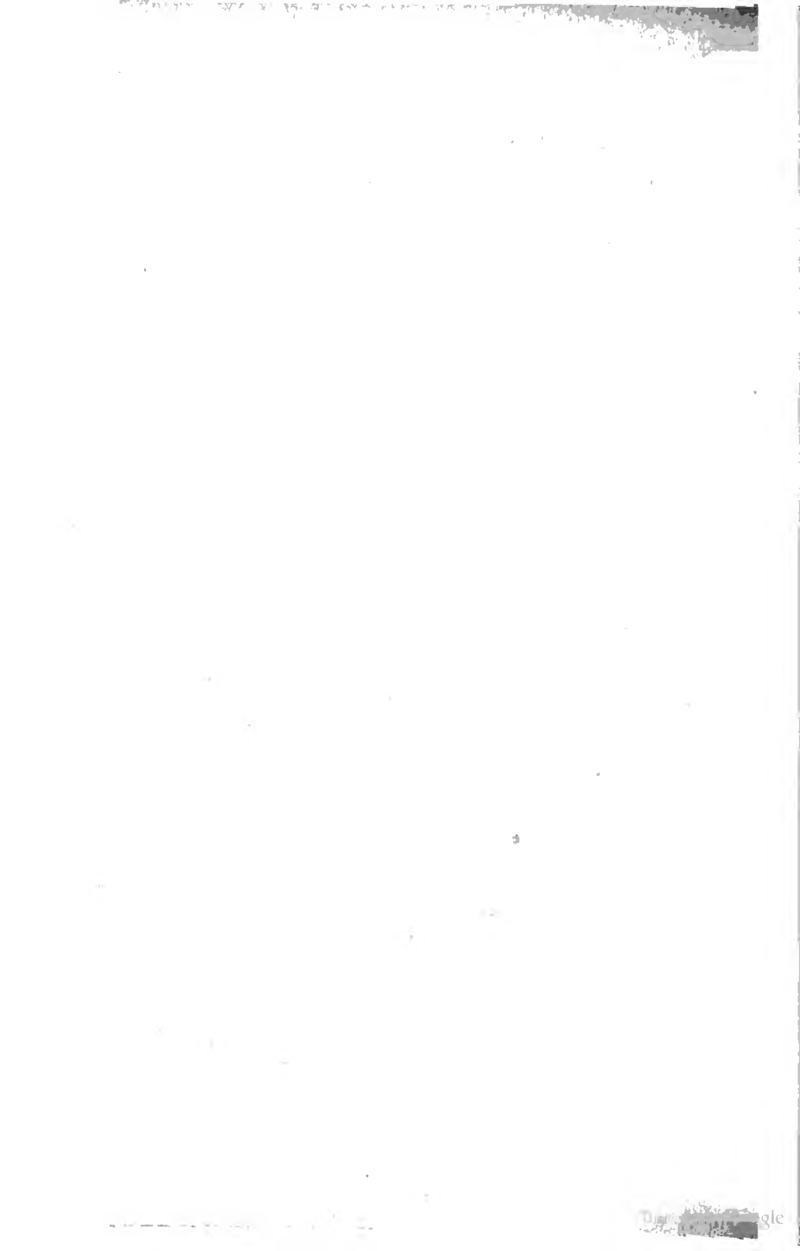
An ihrem Herzen nagte ein Glühwurm.

Tag und Nacht brütete sie über Fluchtplänen.

Es war in der Spelunke „Zur goldenen 12", deren Besitzerin Rosalie Schiffbruch



Freudenlos lebte die schöne . . .



die schöne und tugendreiche Anastasia im Blütenalter von 16 Lenzen dahin verschleppt hatte, um sie wie ein Vampir auszusaugen.

ZWEITER AKT

Graf Kulka fühlte sich einsam, war er doch anders als die andern.
Nach einer toll durchzechten Nacht folgte er nur allzu widerspenstig den Lockungen der Freunde und betrat zum ersten Male in seinem Leben die von schwülem Atem verpestete Atmosphäre der Kupplerin.
Ha, was war das?
Konnte, ja durfte er seinen Augen trauen?
In einem hocheleganten Kimono bot sich dem wie vom Donner umprasselten Grafen die taufrische Anastasia dar, deren mit schwarzen Trauerrändern umwucherte Augen den Stahl des Mitleids in seine Mannesmannsseele bohrten, um daselbst Befreiung zu heischen aus diesem Sündenpfuhl.

Kurz entschlossen schlang er seinen mit lila Seide abgesteppten Ulster um die heiß erschauernde Anastasia und entführte dieselbe vermittels seines luxuriösen Mercedes-Wagens auf seinen Landsitz in Hänichen.

DRITTER AKT

Anastasia als nunmehrige Gräfin Kulka durchlebte sonnige Tage an der Seite ihres umgewandelten Gatten.
Doch das Mallöhr schreitet schnell.
Gar bald war der Graf der ehelichen Zärtlichkeiten überdrüssig, peinigte seine Gemahlin bis aufs Blut und hinterging dieselbe mit seinem Zigarrenhändler.
Mit allen Fasern ihres reinen Herzens sann die schmählich Betrogene auf rasche Gütertrennung von dem abscheulichen Wüstling.
Die Kupplerin, die inzwischen nicht müßig



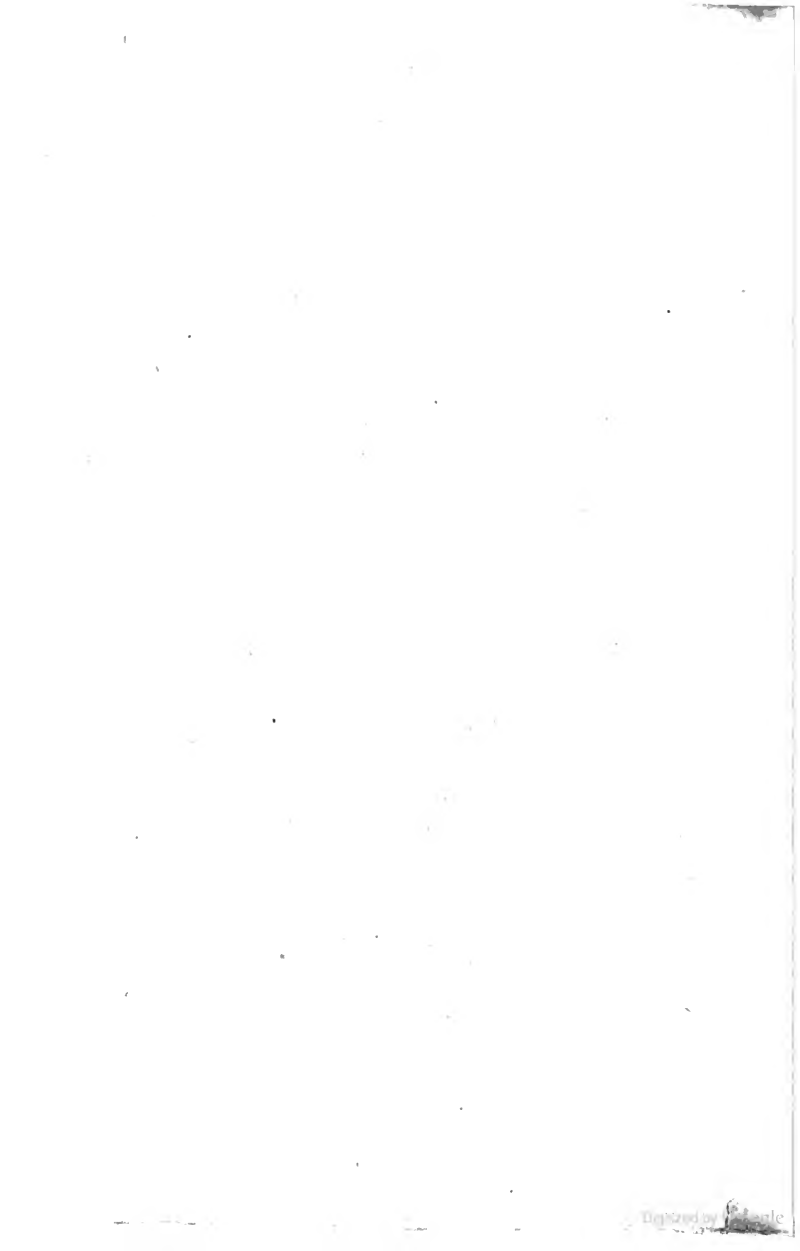
Graf Kulka

gewesen, hatte den tollkühnen Meisterdetektiv Harry Biel beauftragt, Anastasia einzufangen und den schurkischen Grafen der wohlverdienten Nemesis auszuliefern.
Harry Biel begab sich sofort ans Werk und überredete die arglose Anastasia, in ihren alten Wirkungskreis zurückzukehren.
Dann trat er, den Revolver in der geladenen Faust, auf den Grafen zu, um denselben zur Strecke zu bringen.
Kaum hatte dieser Lunte gerochen, als er sich auf seinen ungeduldig scharrenden Apfelschimmel schwang und in maßlosem Galopp über die Dächer der Stadt dahinraste.
Auf der Kuppel der Gasanstalt ereilte ihn sein Schicksal in Gestalt Harry Biels, der wie aus dem Erdboden gezaubert auftauchte, mit nervigem Arm in die Speichen des schweißüberströmten Rosses griff und letzteres unter gellendem Triumphgeschrei in die Tiefe schmetterte.

Reumütig kehrte der Graf, der mit einigen leichten Hautabschürfungen davongekommen war, zu seinem Freund und Berater Birch-Hirschfeld zurück, während die eilends herbeigeströmte Anastasia in die Arme des Meisterdetektivs stürzte, um sich von demselben zum Altar führen zu lassen.
Harry Biel aber lieferte das Mädchen auftragsgemäß in die Klauen der Kupplerin zurück — schweren Herzens, hatte er doch eine unüberwindliche Zuneigung zu der schönen Anastasia gefaßt.
In diesem Augenblick wurden sämtliche Freudenhäuser der Stadt auf Antrag des Stadtverordnetenkollegiums geschlossen und zu Privatwohnungen umgebaut.
Noch am gleichen Tage ließen sich Harry und Anastasia einander antrauen und hielten ihren Einzug in „Die Goldene 12", woselbst sie einem durch nichts getrübten Lebenswandel frönten.



Der Meisterdetektiv Harry Bie



In rascher Folge schenkte Anastasia ihrem definitiven Gatten eine Schar blühender Kinder, und wenn dieselben nicht gestorben sind, leben sie eventuell heute noch.
Sela.

*

NATÜRLICHE FOLGEN DER PRESSE

Im Straßengraben liegt eine Zeitung.
Ein Windstoß fährt daher, und sie raschelt.
Ein Kalb kommt, sieht die Zeitung liegen, denkt, es sei ein Leckerbissen, und frißt sie.
Zwei Menschen gehen vorüber.
Der eine spricht: „Das wird mal eine gescheite Kuh."
Der andere: „Warum?"
„Weil es die Zeitung gefressen hat."
„Ach so, deshalb? Ich vermute eher, es wird eine stupide Kuh werden."
Die beiden Menschen schreiten in den Tag hinein und versenken sich in ein Gespräch über die Presse.
Das Kalb hat die Zeitung verzehrt, ohne sich

durch die Reden der Wandersleute behelligen zu lassen.
Die Zeitung hat ihm geschmeckt.
Es glotzt.
Ein Stück straßenaufwärts liegt abermals eine Zeitung.
Es läuft hin und frißt sie.
Das Kalb fühlt sich unbeobachtet, setzt sich auf einen Steinhaufen, kreuzt Bein mit Bein und überlegt.
Während des Überlegens käut es wieder.
Das Wiederkäuen ist eine Folge der Zeitungslektüre.
Das Überlegen ebenfalls.
Der Gang der Überlegung ist folgender: „Es hat mir gut geschmeckt. Es hat mir sehr gut geschmeckt. Es hat mir ganz außerordentlich gut geschmeckt. Nicht alles schmeckt so gut. Ich wüßte nichts, was besser schmeckte."
Das Kalb fraß seitdem nur noch bedrucktes Zeitungspapier.

Es fraß Hamburger, Berliner, Augsburger, Kölner, Budapester, Münchener Blätter und die Krähwinkeler Sensationspresse. Mit je einem Roman der Hedwig Courths-Mahler. Etwa eine Stunde nach jeder Zeitungslektüre gab das Kalb hinterwärts eine falsche Meinung von sich.

Aber es wurde fett von dem Papiere, sehr fett, beängstigend fett. Bis es mit vier Jahren zur Kuh gedieh und ein Dutzend Kälber auf den Markt warf.

Die Kälber waren tot.

Sie hatten kein Gehirn.

Man beaugenscheinigte die Kuh.

Wasser entrann dem Euter statt Milch.

Barnum holte die Sehenswürdigkeit in sein Panoptikum nach Groß-Buxtehude und zeigte sie für Geld.

Die Kuh nährte sich ausschließlich von Zeitungspapier und vertilgte ganze Ballen von druckwarmer Makulatur. Sie schwoll an und

erreichte den Umfang eines ausgewachsenen Elefanten. Sie blökte geradezu vor Presse.
Barnum mußte schließlich eine Art Ballonhalle bauen lassen, um sie unterzubringen.
Ihre Freßgier nahm überhand.
Sie fraß eine Ladung Zeitungen nach der anderen.
Bis sie platzte. Es gab einen hirnerschütternden Knall.
Anatomen eilten herbei und fanden eine widerliche Geschwulst, die sich von der Speiseröhre bis zur Schwanzwurzel hingezogen hatte, und die als einziges Überbleibsel aus den Trümmern ragte.
Diese Geschwulst hatte Hirn und Magen ersetzt; alle geistige, alle verdauende Tätigkeit hatte sich darin abgewickelt.
Das Gelesene war als Meinungsbrei in den Abszeß gelangt und hierselbst verarbeitet worden. Zur Hebung der Landwirtschaft hatte die Kuh nichts beigetragen.

Diese Geschichte ist dem Tierreich entnommen.
Menschen verschlingen ja keine Zeitung.
Und außerdem haben die Menschen ein Gehirn.

LESESTÜCK

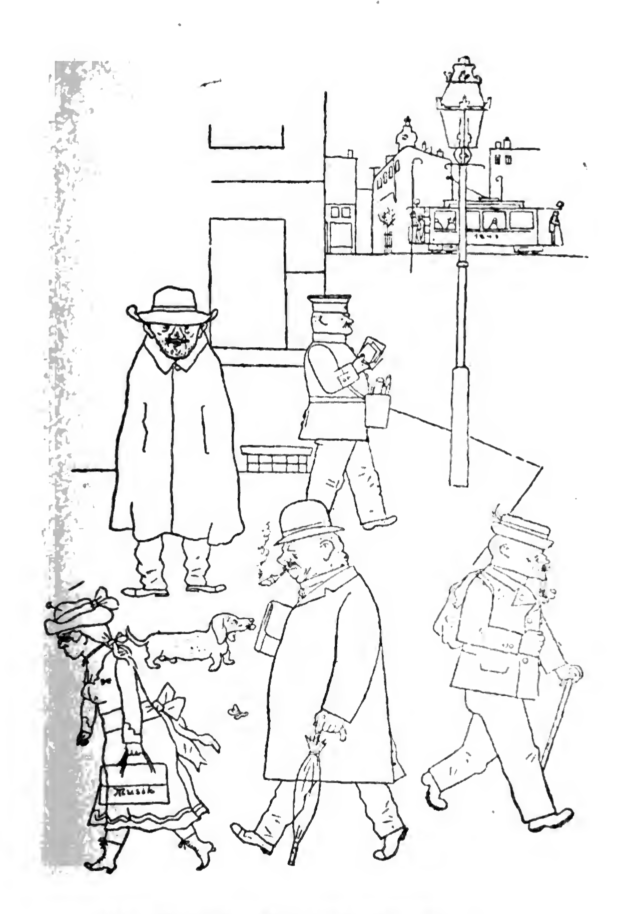
Das Meer er§länzte weit hinaus.
Sanft wie ein Baldachin le§te sich der Abend auf Feld und Flur.
Bedächti§ trieb der Schäfer seine Herde heimwärts. Auf §rüner Au' ästen friedliche Schweine, die treuen Haustiere.
Eine klu§e Bauernmutter wendete ihr unermüdliches Au§enmerk den Kuheutern zu, indem sie durch rhythmisches Zusammenpressen der Hand die Sau§bewe§un§ des Kälbchens nachzuahmen sich bemühte, wohin§e§en der brave Hausvater den leidi§en Mehltau der Rosen durch Schwefelblüte zu beseiti§en bestrebt war, die er sor§sam über Blätter und Dolden stäubte. Tiefer Friede rin§sumher.

Eine einsame Nachti§all schmettert ihre spöttischen Weisen in den §eröteten Äther.
Alles atmet Glück und Beha§lichkeit.
Nur der Setzer dieser Idylle lebt in be§reiflicher Erre§un§.
Er hat nämlich den Kasten mit den kleinen G-Buchstaben verle§t und muß nun jedes § mittels eines Para§raphen wieder§eben.

SCHNIEDEKING

Schniedeking ging spazieren, und wie Schniedeking so spazieren ging, stach ihm ein kleines, aber musikalisches Fräulein in die Augen.
Diesem Fräulein stieg Schniedeking nach.
Denn Schniedeking war ein Steiger.
Aber er getraute sich nicht, anzubandeln..
Schniedeking war ein platonischer Steiger.
Schniedeking stieg dem kleinen Fräulein unentwegbar hinterdrein.
Von halb drei bis gegen sieben.
Das reibt auf.
Gegen sieben verschwand das kleine Fräulein in einem Eckhaus am Dönhoffsplatz.
Es war Nummer 16 a.
Schniedeking notierte sich die Zahl auf seiner abschraubbaren Manschette und tappelte zu seinem Zigarrenhändler.

Da dieser jedoch geschlossen hatte, begab sich Schniedeking heim und legte sich schlafen.
Am folgenden Morgen eilte er wiederum zu dem Zigarrenhändler und ließ sich das Adreßbuch geben.
Dönhoffsplatz 16a. Erdgeschoß: Raufuß, Dr. Zwing; 1. Stock: Krölund, Appelt; 2. Stock: Matthiessen; 3. Stock: Semmelkorn, Müller.
Hm.
Sieben Möglichkeiten.
Hm.
Was tun?
Schniedeking verließ den Zigarrenladen und sich auf sein sicheres Gefühl und wählte den Namen Krölund als für das kleine Fräulein einwandfrei passend aus und stürmte zum nächsten Postamt und schickte ein Telegramm mit bezahlter Rückantwort an Fräulein Krölund.



. . . diesem Fräulein stieg Schniedeking nach . . .

Das Telegramm enthielt die drei zentnernden Worte:
„Ich liebe Sie."
Dann stiefelte Schniedeking wieder nach Hause und legte sich erwartungsvoll auf die Chaiselongue.
Schniedeking wartete vierzehn Tage.
Antwort traf nicht ein.
Wahrscheinlich war Fräulein Krölund nicht die Gewünschte, oder sie liebte bereits einen anderen, oder weiß Gott was.
Der Fall ist nie geklärt worden.

*

ANEKDOTE
VON PAUL STEEGEMANN



Seit dem Jahre 1914, wo ihm ein Grizzly-Bär aufgebunden wurde, seit dem Jahre 1914 sammelt Alfred Neumann, sammelt Neumann Streichholzschachteln.

Und zwar tut er dies mit einer Hinbrunst, die an das Abenteuerliche streift und jeden anderen Irdischen in die eisigen Regionen des Selbsttodes führen würde.

Neumann schreckt vor den verwegensten Diebstählen nicht zurück, wenn es eine annoch unbekannte Fabrikmarke der Sammlung einzuverleiben gilt.

Neumann scheut in Anbetracht seiner Sparsamkeit weder Fleddern noch Bettelei.

Im Frühjahr 1922 ist es Neumann gelungen, dank rastloser Tätigkeit, sage, schreibe

und jauchze: f ü n f h u n d e r t verschiedene Streichholzschachteln zu vereinen.
Er löste die Etiketten säuberlich ab, klebte sie in ein Album und ruhte mehrere Tage auf seinen heiß errungenen Lorbeeren aus.
Die Verlagsbuchhandlung Paul Steegemann in Hannover hat große Augen gemacht, als sie am 19. März 1922 ein Paket mit folgendem Begleitschreiben empfing:

Wie ich zur Erfahrung gebracht, tauschen Sie, sehr geschätzte Firma Steegemann, wenn man 500 Streichholzschachtel-Etiketten gesammelt hat, was mir in mehrjähriger Hingabe restlos gelungen ist, dieselben gegen einen Fußball um, welchen ich als Resultat meiner Bemühungen, die zu ermessen ich in Ihre Anheimelung stelle, tunlichst umgängig an meine Postanschrift (siehe Rückseite) zu gelangen lassen höfl. ersucht Ihr geziemender

Adolf Alfred Neumann.

UNDANKBARES GESCHÄFT

Beim Kaiser Wilhelm saß einmal ein Mann und sagte, er möchte gern zweihundert Mark geborgt haben; ... ob er die nicht kriegen könne.

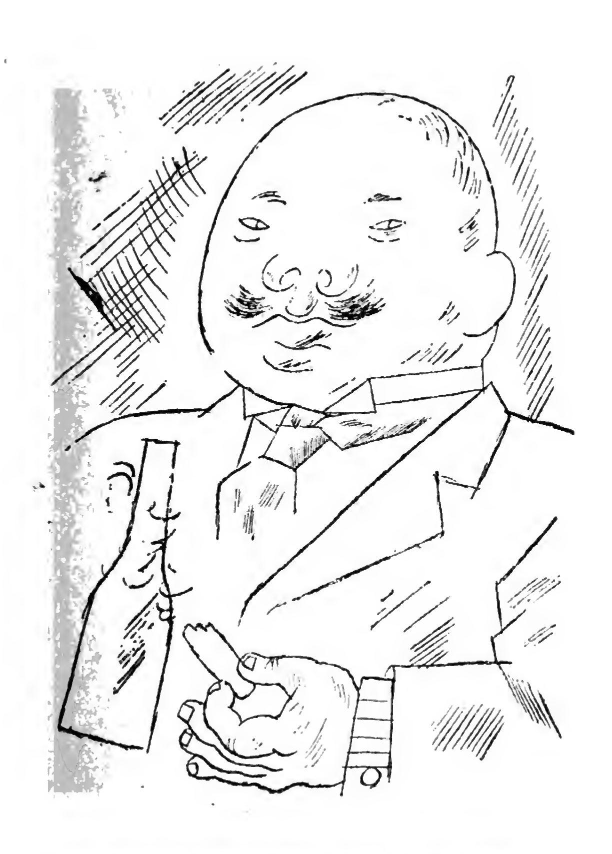
Er sei schon überall herumgeflitzt, aber es sei heutzutage verdammt schwer, Geld aufzutreiben.

Das war im Jahre 1913.

Der Kaiser lachte und ließ dem Mann zweihundert Mark auszahlen.

Bedingung: 6% Zinsen und Rückerstatten des Betrages nach Jahresfrist.

Der Mann erklärte sich einverstanden, strich die Summe ein und sagte, er sei ein Ehrenmann und wisse, was sich geziemt, und er werde die zweihundert Mark pünktlich zurückbezahlen.



. . . er möchte gern zweihundert Mark geborgt haben . . .

Hierauf vollführte er einen Kratzfuß und fernte sich ent.

... Drei Jahre später traf der Kaiser den Mann bei Aschinger, erkannte ihn sofortest, fragte höflich, wie es ihm gehe, und wie es mit den bewußten zweihundert Mark sei.

„Ach," sagte der Mann, „wissen Sie, die Geschäfte gehen miserabel. Ich bin zwar von meiner Firma reklamiert und schiebe nebenbei..."

„Was tun Sie?" unterbrach der Kaiser.

„Schieben tun tu ich. Tun Se man nich so scheinheilig, Sie!"

Er täte gar nicht, versetzten S. M., sondern er wolle sein Geld wieder haben; er benötige es dringend.

„Lassen Sie mir noch fünf Monate Zeit; ja? Dann kriegen Sie Ihre lumpigen paar Groschen auf Heller und Pfennig zurück!"

Der Kaiser gab sich zufrieden.

...Etwa ein halbes Jahr später lief der

Mann dem Kaiser auf der Galerie des Herrnfeldtheaters in die Arme; erst wollte er auskneifen, dann aber dachte er: „Ach watt!"
S. M. gestatteten sich die Frage, wie es mit dem Geld stünde.
„Ja," erwiderte der Mann, „das ist so eine Sache." Und er malte aus, wie kläglich es ihm ergangen sei, und daß er wahrlich nichts zu lachen gehabt hätte, und daß er sozusagen mit einem Fuß am Hungertuche genagt habe... Und zuguterletzt versuchte er, den Kaiser nochmals um zweihundert Mark anzupumpen.
Da wurden S. M. krachgrob und herrschten den Mann an, er solle machen, daß er sich davon schere.
Und, seht ihr, so ist es: Seit jenem Tage gab es einen Sozi mehr auf der Welt.
Moral: Kaiser-Sein war ein undankbares Geschäft.

*

DIE
PSEUDOLITERARISCHE GRIPPE

Die spanische Grippe ist ein Hochgenuß, für den Lustbarkeitssteuer eingehoben werden sollte, — ist ein Hochgenuß, dafern man sie mit der pseudoliterarischen vergleicht. Die spanische Krankheit trippelt vorüber, ohne Spuren zu hinterlassen. Auch vermagst du dich gegen sie zu schützen, indem du rohen Knoblauch kaust. Da machen die gierigsten Bakterien kurz kehrt und flitzen schlotternd von dannen. Doch selbst wenn du auf dies anrüchige Mittel verzichtest, dich also mitnichten schützest, dürfte dir der spanische Pips wenig anhaben. Du fällst in ein hochinteressantes Fieber sowie in deine Bettstatt, ruhst dich ein paar Tage aus und

darfst hinterher dicke Töne reden, weil du die Krankheit mit dem entzückenden Namen gehabt hast.

Bei der pseudoliterarischen Grippe liegt der Fall anders. Sie ist als solche von keinem noch so einschlägigen Medizinalrat festzustellen, verursacht keine erhöhte Körpertemperatur und keine Halsschmerzen, wirft dich nicht aufs Krankenlager.

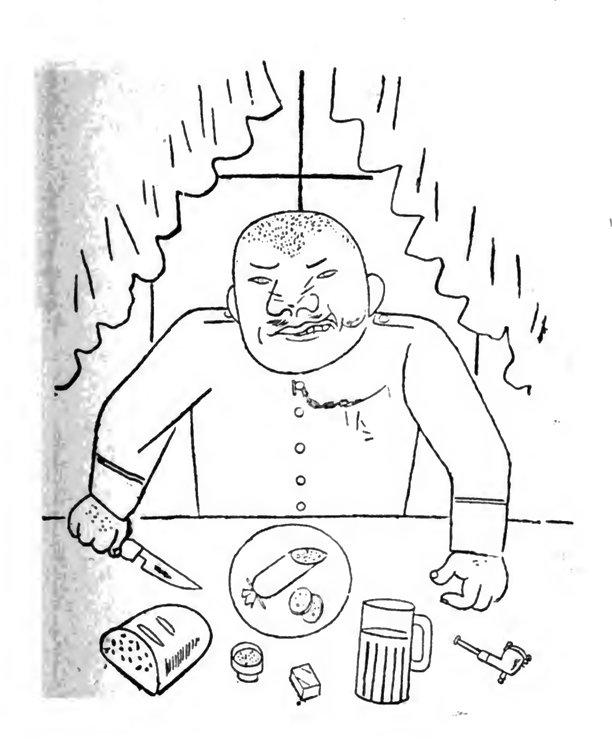
Aber sie verdummt.

Aber sie verseucht Geist und Geschmack.

Aber sie verwandelt dich aus einem (immerhin) Ebenbilde Gottes in einen Bullen oder, falls du eine Dame bist, in eine Kuh.

Schleichend breitet sie sich über ganz Deutschland aus, täglich ungezählte neue Opfer fordernd, Männer, Frauen, Jünglinge, Mädchen, Dienstboten, Postbeamte.

Sie wütet in unsern Landen, und dreimal Wehe dem, der ihr verfallen. Bis an sein unseliges Ende wird er nicht von ihr genesen,



Meine Lieblingsdichterin ist die Courths-Mahler!! Verstanden?!

wird zeitlebens alles Verlogene als wahr empfinden und am Kitsch seine Freude haben; denn die pseudoliterarische Grippe schlägt den Harmlosen mit Blind- und Blödheit, und ihre Wirkung ist vergleichbar dem bösartigen Treiben eines perversen Gärtners, der seinen edelsten Sträuchern solange giftige Reiser aufpfropft, bis jene ihre ursprüngliche Beschaffenheit verlieren.

Wer es über sich gewinnt, erhalte sich immun. Mögen meine Worte nicht tauben Ohren gepredigt sein.

Ich erhebe meine Stimme und warne:

Die pseudoliterarische Grippe hat ihren Herd in Leipzig, und sie heißet Hedwig Courths-Mahler.

Die Zahl ihrer Originalromane ist wie Schund am Meere.

Nicht genug, daß Wochenschriften, Tageszeitungen und Hausfrauenkäseblätter diese Originalromane fortsetzungsweise ausspeien,

gelangen sie als Bücher in den Handel und werden von jung und alt verschlungen.
In Hunderttausenden!
Und von Tag zu Tag werden von der Originalromanschriftstellerin neue Seelen eingefangen, deren Schar anschwillt zu einer Un-Heils-Armee.
... Brüder und Schwestern, Schwestern und Brüder, ich bitte euch, beschwöre euch, flehe euch kniefällig an: Haltet ein auf dem Pfade, welch letzteren ihr betreten (wie Frau Hedwig Courths-Mahler schreiben würde), und besinnet euch auf euch selbst!
(Weil Hedwig Courths-Mahler in Hunderttausenden gedruckt wird, hatte der Verlag Cotta kein Papier, Goethe zu drucken.)
Haltet ein, ehe es zu spät ist!
Ich warne euch.
Um eingehend darzutun, wie jämmerlich die Originalromane der Hedwig Courths-Mahler beschaffen sind, müßte ich wenigstens einen

an dieser Stelle abdrucken, und das sei unterlassen, da ich mit Fug vermeine, er würde mancher „schönen" Leserin über die Maßen gefallen. Denn das ist das Verderbliche an ihnen: sie sind dem gutbürgerlichen Publikum in den Mund geschrieben; sie sind genau so geschrieben, wie die deutsche Philistersgattin schreiben würde, wenn sie Originalromane schriebe. Hedwig Courths-Mahler ist die verkörperte Spießerinnen-Engstirnigkeit und -Phantasiearmut, aber, und das ist der springende, dunkle Punkt: sie ist es mit Bewußtsein. Sie identifiziert sich beim „Dichten" mit ihren Leserinnen und schreibt von deren beschämlichem Standpunkt aus. Ein jeder ihrer Sätze ist berechnet, und ihre Tätigkeit hat mit Dichten so wenig gemeinsam, wie das Vergolden einer Gipsbüste mit dem Meißeln eines Marmorblocks.

Im Teufel haben wir das böse und in Frau Hedwig Courths-Mahler das banale Prinzip

zu erblicken. Die in Berlin fabrikmäßig vergoldeten Gipsbüsten pervertieren den Geschmack des urteilsschwachen Volkes.

Während man nun gegen Detektiv- und Räuberschmarren mit Axt und Säge zu Werke geht, steht man der echten Schundliteratur, die gerissen alle Knalleffekte vermeidet und nicht Gauner und Spitzbuben, auch nicht das leibhaftige Bürgertum, sondern in begreiflicher Vorliebe Edeldamen und Grafen schildert, ohnmächtig gegenüber. Das Leben der oberen Zehntausend wird in einer Weise gemalt, daß man der Meinung zuneigen möchte, der Weltkrieg sei die tobsüchtige Revanche der blutigen Wirklichkeit für die limonadige Verhunzung durch die sächsische Originalromanschriftstellerin gewesen.

Ein gutes Dutzend ihrer Werke habe ich mit dem sachlichen Interesse des Philologen zu mir genommen und weiß Bescheid: Nahezu in allen jenen Originalromanen kriegen sich

zu guter Letzt zweie, die sich auf der allerersten Seite hätten haben können, es jedoch vorziehen, sich viele Seiten lang nicht zu kriegen. Sie kriegen sich also unter allen Umständen, und diese Gewißheit wird einem im ersten Kapitel zuteil. Aber in elf von zwölf Fällen tritt ein hemmendes Moment dazwischen, das mit einem einzigen, armseligen Wörtchen aus der Welt geschafft werden könnte, wenn — ja, wenn nicht dadurch der ganze Roman in die Senkgrube fiele. Dies ist der prickelnde Reiz: Man weiß mit positiver Bestimmtheit, daß die beiden todsicher zueinander „finden", die, wenn nicht ein saudummes Mißverständnis dazwischenrollte, längst Mann und Frau wären. Ohne auf der letzten Seite nachzublättern, darf man schwören, daß alles gut endigt, und man liest in Siedehitze dem Schluß entgegen, weil man es, vor Ungeduld mit den Beinen strampelnd, partout nimmer erwarten kann, daß der herr-

liche Jüngling die willenlose Braut erst leise und innig, dann aber mit stürmischer Zärtlichkeit auf die bebende Stirn küßt.
Haben sie sich gekriegt, fängt der eigentliche Roman erst an, und der endet mit Totschlag und Selbstmord.
Denn Menschen, welche dreihundert Seiten lang eines Nichts wegen „kämpfen", kratzen sich schon nach zweimonatigem Verheiratetsein die ebenmäßig geformten, mandelförmig geschnittenen Blauaugen aus.
Es ist recht klug von Frau Hedwig Courths-Mahler, daß sie ihre Originalromane mit der Trauung abschließt.
Ihre „Gestalten" sind Nippesfiguren ohne Unterleib.

*

DER DOPPELGÄNGER

Ein Doppelgänger ist nicht dasselbe wie ein Doppelläufer.

Ich mache darauf aufmerksam.

Der Doppelgänger, den ich meine, wohnt in der Scheffelstraße.

Er hat es auf mich abgesehen.

Mir zum Schure läuft er doppelt.

Er sieht genau aus wie der Lehrer Beger, der mir vor Jahr und Tag einzubläuen suchte, was ein Oktogon und ein Rhombendodekaëder ist.

Deshalb konnte ich ihn nicht leiden.

Aber das hat sich gelegt, seit ich seinen mathematischen Folterstunden nimmer beizuwohnen brauche, und ich grüße ihn sogar

auf der Straße, sobald ich seiner ansichtig werde, und gebe ihm die Patschhand und mache ein Schwätzchen mit ihm.
Da ich den Lehrer Beger seit Monaten nicht gesehen hatte, grüßte ich den Mann, der sein Doppelgänger ist, ohne daß ich das gewußt hätte.
Der Mann, der dem Lehrer Beger aufs Haar gleicht, dankte nicht für meinen Gruß, sondern schaute mich verständnislos an.
Ich, der ich von der Doppelgängerei keine Ahnung hatte, wunderte mich über das befremdliche Betragen des Lehrers Beger, und als ich ihn einen Tag später wiederum traf, grüßte ich selbstredend nicht, worauf der Lehrer Beger einen schiefen Blick auf mich strahlte und sich erstaunte ob meines Nichtgrüßens.
Ich kam mir komisch vor und beschloß der mysteriösen Sache bei nächstbester Gelegenheit auf den Grund zu leuchten.

Heute nun begegnete ich abermals dem Lehrer Beger, zweifelte allerdings im innersten Innern, ob er es wirklich sei oder ob er am Ende vielleicht doppelgehe.

Trotzdem schwenkte ich meinen Hut.

Er dankte nicht, blickte vielmehr krampfhaft zur Seite.

Da sprach ich ihn unumwunden an.

Er sagte, er kenne mich nicht, und er heiße seit Menschengedenken nicht anders denn Tobias.

Ich bat um Entschuldigung und schritt sinnierend weiter.

Da kam der Lehrer Beger.

War er's, oder war er's nicht?

Er mußte es sein.

Denn Herr Tobias war in seiner Eigenschaft als Doppelgänger entdoppelt.

Ich grüßte also Herrn Lehrer Beger.

Er dankte freundlich, reichte mir die Patschhand und begann ein Schwätzchen mit mir.

Ich erzählte ihm von seinem Doppelgänger, und wir schieden in der Zuversicht, unseren Verkehr auf der angenehmen Basis gegenseitigen Grüßens in feste Bahnen gelenkt zu haben.

Die Geschichte ist, so leid es mir tut, noch nicht zu Ende.

Denn am Nachmittag kreuzte Herr Tobias meinen Weg, ohne daß ich mit Sicherheit festzustellen vermocht hätte, ob es wirklich Herr Tobias sei oder nur Herr Lehrer Beger. Für alle Fälle grüßte ich ihn.

Er dankte höflich und ließ mich im Unklaren, wer er sei.

Ich glaube aber, es war Herr Tobias.

Was mag der Mann von mir denken?

Wie komme ich aus dem Dilemma des Grüßens und Nichtgrüßens heraus?

Das Einfachste wäre, ich schaffe mir ebenfalls einen Doppelgänger an und lasse die beiden Doppelgänger sich die diversen Köpfe



Herr Beger und Frau Tobias.

zerbrechen, ob ich es selber bin oder nur mein Doppelgänger.
Es scheint mir indessen ausgeschlosen, ein Duplikat von mir aufzutreiben.
Auf dem Boden hängt ein Doppelläufer, den mir mein Schwiegervater als Hochzeitspräsent überreicht hat.
Ihn werde ich zu Rate ziehen und mich in eine andere Welt befördern, wo es weniger aufregend zugeht, und wo ich vor der leidigen Doppelgängerei sicher bin.

*

EBEN DESHALB

In einer Irrenanstalt verkehren manchmal ganz normale Menschen.
Zum Beispiel mein kondensierter Milchbruder Paule.
Paule leidet am Thermometer und muß ununterbrochen Messungen anstellen.
Wer das kennt, findet sich ganz gut mit Paulen ab.
Regierungsrat Sandwitsch fand sich nicht mit Paulen ab, und Paule wanderte ins Sanatorium.
In einem Sanatorium sind manchmal ganz normale Menschen.
Zum Beispiel der moderne Kunstmaler Schipf.
Diesem fiel Paules Fimmel angenehm auf.
Darum buhlte er um Paules Vertrauen.

Eines Tages hielt sich Paule im Park des Sanatoriums auf und stellte Messungen an. Dies geschah in der Weise, daß Paule, der ständig an die zwanzig Thermometer bei sich trug, von Baum zu Baum schritt und die jeweils ermittelten Temperaturen in ein Büchlein einschrieb.

Schipf trat hinzu und beobachtete den eifrig notierenden Paule, ohne daß sich Paule hätte stören lassen.

Nach einer reichlich bemessenen Viertelstunde fragte Schipf höflich, zu welchem Behufe die Messungen erfolgten.

Paule erwiderte: „Damit ich sie in mein Buch eintragen kann."

Schipf: „Und wozu tragen Sie das alles in Ihr Buch ein?"

Paule (geheimnisvoll): „Damit ich's dann in mein großes Buch eintragen kann."

Schipf: „Und wozu tragen Sie das alles in Ihr großes Buch ein?"

Paule (leicht gekränkt und dabei überlegen):
„Das ist ja meine fixe Idee!“

— — — — —

In einer Irrenanstalt verkehren manchmal ganz normale Menschen.
Menschen, die ihren Klaps mit Bewußtsein tragen.

*

MÄRCHEN

Es war einmal ein Bahnhofsvorstand ... wissen Sie: so ein Mann mit prachtvoll roter Mütze ..., der mußte jedesmal, wenn er einen Zug abfahren ließ, bitterlich lautauf weinen vor teils Trauer, teils Wehmut, teils Schmerz.

Ein bißl a Sehnsucht in die Ferne war auch mit hineingemanscht.

Man enthub ihn seines Postens und versetzte ihn zur Güterverwaltung einer martialischen Großstadt.

Nun weint er erst recht in der Erinnerung an die vielenvielenvielen ohne ihn und ohne seine Gegenwart abdampfenden Züge.

Oh,

ist das traurig.

*

IN DER DORFKIRCHE

In einer Dorfkirche, auf der Empore, unter stockfremden Menschen, während die Orgel spielte, habe ich Johannes R. Bechers Gedichte gelesen.
Kaleidoskop und klar Gehirn!
Hah.
Der enge Raum, mit Kränzen aus gefärbten Fadennudeln gefüllt, fünf unerquickliche Petroleum-Ampeln an der Decke, platzte.
Superlativischst reckte Lotte sich.
(Ob man zu „sich" — analog zu „etwam" ... aus „etwas" — den Akkusativ „sim" bilden sollte? Stelle anheim.)
Reckte Lotte sich (sim) unter dem Dichter der neuen Zone.
„Ehre sei Gott in der Höhe."



Johannes R. Eimann als Becher

Der Pastor spricht's mit vergilbter Stimme.
Der Lehrer aber spielt die Orgel.
Er heißt eigentümlicherweise Maron...
In der Weststraße ist eine Firma, die heißt „Morgenstern & Kotrade", das versteh ich nicht, und in der Querstraße gibt es eine Firma, die heißt „Pätzold & Opitz", und gleich daneben ist eine, die heißt „Ätzold & Popitz".
Das billige ich keinesfalls.
... licherweise Maron und kennt mich.
Und ich kenne ihn.
Es tut nicht gut, an der Quelle zu sitzen.
Die Kinder singen.
Wie in abendlichen Kaminen verröchelt etwas.
Das war der Blasbalg.
„... für und für, um seines Sohnes willen."
„Und abermals ist das Himmelreich vergleichbar einem verborgenen Schatz..."
Für und für.

Die Orgel verpustet sich.
Des Pastors Stimme schwillt.
Die Sache im Westen wird gemacht.
„. . . köstliche Perle fand . . . und verkaufte dieselbige . . ."
Und: „Wir klirren rings in Blau-Luft Fenster-Gittern."
Bechers Stimme dröhnt splitternd den armen Pastor breit.
„Amen", spricht dieser und gibt das Rennen auf.
Becher wandelt sich tiefst in literarischen Blätterwald und zerschmilzt elend-rot in ausgebrannten Kratern.
Quid sum miser tunc dicturus?
O hymnische Nebelschwaden!
O faustisch Gewolk!
Solvet saeclum in favilla.
O Enzian-Ort der Abgeseilten!
Feindselig aberum kracht die Orgel.
Der Lehrer gibt sich hin.

Will er vor mir prahlen?
Bemänteln seine Schämigkeit?
Und wieder singen der Kinder süße Stimmen.
Ein Männlein battert herbei mit einem Klingelbeutel.
Lotte, Gott, Johannes, o Welten unüberbrückbar.
Wowo bin ich?
Etwas weint aus mir, aus Johannes R. Eimann.
Und schon besteigt, ha, der Pastor seine Kanzel.
Nachbarin, Eure Ampulle!

*

GEMÄLDE

Der Blick ist nach Westen gerichtet.
Vor uns erhebt sich eine Bauernhütte, die zu sieben Achteln aus dem Dache besteht.
Das Dach ist hellbraun und mit grünem Moos besponnen.
Rechts des Hauses stehen inmitten fettestem Grün üppige, uns entgegengeneigte Sonnenrosen. Links ein paar Kirschbäume.
Unter einem der dunklen Stämme sprüht rotes Feuer.
Weiter links auf grünem Pfefferkraut ein blütenweißes Hemd, zum Trocknen hingelegt.

Zu beiden Seiten des Daches gleiten die Gärten bis an schwellende, grüne Hügel, die von Feldern in gelbliche und weiße Streifen zerschnitten sind.

Über alledem hängt ein schwefelgelber Himmel, der ganz behutsam in lichtes Blau und am Horizont, über den gestreiften Hügeln, in warmes Dunkelblau übergeht. Seltsames Licht.

Ist es grell?

Ist es fahl?

Es ist beides zugleich, und, während ich schreibe, wandelt es sich in kräftiges Ocker.

Ein halb acht Uhr abends.

Im Südwesten flimmert ein Stück dünnen, hingehauchten Regenbogens.

Das Gelb des Himmels rötet sich mehr und mehr.

Über den Hügeln schimmert der Horizont grünlich. Plötzlich strahlt alles in roten Flammen.

Kein Blau, kein Grün, kein Gelb — —
alles prangt rot.
Sogar mein Schreibpapier leuchtet purpurn.
Zwei Minuten später ist alles vorüber, und
silbergrau legt sich der Abend hernieder.

*

DIE AUTO



Als sie auf mich zugefahren kam,
sagte ich laut und wehrlos:
„Bitte, nicht!"
Aber ich brachte nur das Bitte
heraus.
Das Nicht blieb in meinem aufs äußerste
entsetzten Halse stecken.
Was weiß eine Auto von Menschengedanken
und Menschensprache!
Es war nämlich eine weibliche Automobile.
Sie sah ganz veilchenblau und graziös aus.
Ich könnte sie ausführlich schildern, bitte jedoch, mir dieses auf dem Gnadenwege zu erlassen.
Kurz und gut: ich wurde überfahren.
Vordem hatte ich mich immer als ein zusammengehöriges Ganzes empfunden.

Damit war es nunmehr aus.

Ich bestand aus zwei Teilen, genau genommen aus drei Teilen.

Die Beine waren nämlich ab.

Haben Sie sich man nicht!

Ich weiß so gut wie Sie, daß solches eine unappetitliche Sache ist.

Natürlich.

In meinem Un-Fall verhielt es sich allerdings anders.

Ich darf wohl sogar von einem ästhetisch durchaus befriedigenden Verlauf reden.

Und ich genierte mich auch nicht, von den abgetrennten Füßen, die herrenlos und isoliert da lagen, Gebrauch zu machen. In der Hast steckte ich sie aber verkehrt herum an, mit den Absätzen nach vorn.

Dummerweise.

Nun soll ich so auf Freiersfüßen gehen?

Nein, das wird mir niemand zumuten.

Einen Tag lang war ich sehr unglücklich.

Nachts stahl ich mich in die Garage der herzlosen Automobile und machte ihr einen regelrechten Antrag, wie ich das aus Romanen gelernt hatte.

Die zierliche Automobile war gar nicht herzlos.

Sie erhörte mich, und wir wurden ein Paar.

Nach neun Monaten genas sie einer entzückenden veilchenblauen Zyklonette mit verkehrt herumen Pedalen.

Was da noch herauskommt, möchte ich nicht wissen.

Einstweilen bin ich freilich stolz auf meine knatternde Tochter und fahre gern auf ihr spazieren.

Da bleiben die Leute stehen.

Es ist aber auch ein eigentümlicher Anblick.

*

Landwehrmann und Prostituierte. Der verheiratete Landwehrmann B. war der Bäckereikolonne zugeteilt und lag im Bürgerquartier in Gohlis. Am 26. Januar mittags ging er in die Stadt und lernte in der Grimmaischen Straße die verheiratete Prostituierte K. kennen, die ihn mit in ihre Wohnung nach Mockau nahm. Erst am 1. Februar traf B. wieder bei seiner Truppe ein. Das Kriegsgericht der 48. Brigade hatte ihn deshalb wegen unerlaubter Entfernung vom Truppenteile im Felde (§§ 64—66 des Militärstrafgesetzbuchs) zu acht Monaten Gefängnis verurteilt. B. legte Berufung ein und gab an, er habe an einer rheumatischen Nervenkrankheit gelitten. Er sei schon mehr-



Die verheiratete Prostituierte K.

mals in die Revierstube gegangen, ohne daß er untersucht worden sei. Immer sei er wieder fortgeschickt worden. Am 26. Januar sei es ihm wieder sehr schlecht gegangen. Um Tee zu holen, sei er nach der Apotheke in die Stadt gegangen. Dort sei es ihm unwohl geworden und Frau K. habe sich seiner angenommen. In der Wohnung der K. habe er nie richtig das Bewußtsein gehabt. Geschlechtlich habe er nicht mit ihr verkehrt. Die Prostituierte hatte auf diese Frage die Aussage verweigert. Der sachverständige Arzt Dr. Oeller hat bei B. kein Leiden feststellen können. Die Berufung wurde daraufhin verworfen, weil der Angeklagte nur zur Befriedigung der Sinnenlust dem Heere ferngeblieben war. Die Untersuchungshaft, in der sich B. seit 3. Februar befindet, wird auf die Strafe nicht angerechnet.

Leipziger Volkszeitung, 4. Juni 1915.

DER AUFRECHTE MENSCH



Der neue Kürfurst von Kakaduzien (jüngere Linie), Giesebrecht der Gewappelte, hatte eine Anwandlung, legte die Zivilkluft an, fuhr mit der Tram (kein Fremdwort!) bis zum Bahnhofe, löste eine Fahrkarte vierter Klasse nach Mampedictin o. d. Tauber und stieg bei Abfahrt des Zuges rasch in ein Abteil erster, da er eine abermalige Anwandlung verspürte.

Von einem kontrollierenden Schaffner nach dem Fahrscheine befragt, lächelte er zag und wies ihn vor.

Als nun der Beamte den ihm gänzlich unbekannten Kurfürsten zur Rede und vor die Wahl stellte, entweder die Differenz zwischen den Preisen erster und vierter Klasse auf den imaginären Tisch des Hauses zu

legen oder auf der nächsten Station umzusiedeln, wurde der hohe Herr grob und ließ das unzweideutige Wörtchen „Rindvieh" auf den Bahnmenschen fallen, was zur Folge hatte, daß dieser mit kernigen Redewendungen nicht zurückhielt, was zur Folge hatte, daß der Fürst ein Gleiches tat.

Und schon war die Debatte, wenn anders ein von Beleidigungen gröbsten Kalibers strotzendes Zwiegeschimpf „Debatte" genannt zu werden verdient, auf dem Punkt angelangt, daß der Eisenbahner dem Staatsoberhaupt mit Maulschellen aufzuwarten sich anheischig machte, als dessen Finger das letzte Heft der „Kakaduzischen Illustrierten" aus der Brusttasche rissen, um das Umschlagsbild, welches Giesebrecht, den Gewappelten, unseren neuen Kurfürsten, darstellte, dem ahnungslosen Gegenüber unter die Nase zu halten.

Einen schrägen Blick senkte der Schaffner

auf das kurfürstliche Konterfei, einen prüfenden Blick stach er in den Landesherrn selbst und versetzte: „Es scheint allerdings, als ob Sie in der Tat der Kurfürst seien, ein Umstand, der mich nicht erschüttert, geschweige denn in die Knie brechen macht. Die Beleidigungen, die wir uns gegenseitig zuzufügen die Geschmacklosigkeit hatten, werden seinerzeit (oder ihrerzeit?) vor Gericht verantwortet werden. Auf schleunige Nachzahlung der beregten Preisdifferenz lege ich indessen ein schweres Gewicht, da ich es grundsätzlich für Schnödigkeit und Filzerei erachte, so ein Herrscher den Säckel des eigenen Landes prellen wollte."

Die nächstfolgende Nummer der „Kakaduzischen Illustrierten" brachte als Titelbild einen Eisenbahnschaffner mit der Unterschrift: „Der aufrechte Mensch."

Obenstehender Text war als Erläuterung beigefügt.

WIE MAN ORIGINAL-ROMANE LESEN SOLLTE

Seit ich vorgeschlagen habe, die Werke der Original-Roman-Schriftstellerin Hedwig Courths-Mahler dem deutschen Volke dadurch zu verekeln, daß man sie der heranreifenden Generation an Stelle der Klassiker einwalkt, bedenken mich ein paar Rachsüchtige (denen während der Schulzeit offenbar das unverdiente Glück zuteil geworden ist, einen gescheiten Deutsch-Lehrer gehabt zu haben, aber die zu einfältig gewesen sind, um gewahr zu werden, wie barbarisch mit Schiller, Lessing usw. umgesprungen wurde, oder die überhaupt keinen Schulunterricht genossen haben) ... bedenken mich ein paar Rachsüchtige in erfreulicher Regelmäßigkeit mit anonymen Sendungen, und diese Sendungen bergen (haltet mich fest!) Roman-

beilagen, und diese Romanbeilagen (haltet mich noch fester!) bestehen aus Teilen der Werke der Original-Roman-Schriftstellerin Hedwig Courths-Mahler aus Weißenfels.

Hell ist mein Entzücken.

Die „Dresdener Hausfrau" brachte beispielsweise den Originalroman „Arme Liane!" und ausgerechnet die 29. Fortsetzung schneite mir ins Haus. Was aber fange ich mit einem Originalroman an, dessen bisheriger Verlauf mir unbekannt ist? Antwort: Ich lese einfach die Inhaltsangabe, die der Fortsetzung vorausgedruckt ist:

„Liane Reinold, eine elternlose Waise, wird von ihrem Onkel, dem Grafen Rastenau, liebend umsorgt. Er hat ihr eine Wohnung in Berlin nett eingerichtet und in Frau Dr. Bartels eine Hausdame gewonnen, die allerdings Liane nicht zusagt. Als er der Dame ihre Entlassung mitteilt, erklärt sie, daß sie sein Doppelleben



Arme Liane!

durchschaut habe und wisse, er lebe als Majoratsherr mit seiner rechtmäßigen Gattin und einer jungen Tochter auf Schloß Rastenau. Graf Rastenau beschließt, Liane über seine Verhältnisse aufzuklären. Das junge Mädchen ist über seine Eröffnungen bestürzt. Als die Hausdame ihr aber nach des Grafen Abreise ins Gesicht sagt, sie wäre seine Geliebte, bricht sie *fast* zusammen. Planlos irrt sie ins Freie, ein Fremder leistet ihr bei einem leichten Ohnmachtsanfall Hilfe. Am nächsten Tage trifft sie ihn in der Pension wieder, in deren Schutz sie sich vorläufig begibt. Beider Herzen neigen sich zueinander. Detlev Greifenberg aber macht dem *holden Traum* durch eine rasche Abreise ein Ende. — Graf Rastenau weilt wieder auf seinem Schloß in Thüringen. Liane, die im Begriff steht, unbesoldet eine Gesellschafterinstellung anzunehmen, erbittet dazu seine Einwilligung, die er um so lieber erteilt, als



er die freiherrliche Familie von Brinken kennt und schätzt. Weder seine Gemahlin noch seine reizende sechzehnjährige Tochter Steffie ahnen etwas von der Existenz Liane Reinolds. — Graf Detlef, der Neffe des Grafen, berichtet in vertrauter Stunde dem tiefbetroffenen Grafen, daß er Berlin fluchtartig verlassen habe, um nicht die Liebe zu der bürgerlichen Liane Reinold über sich Herr werden zu lassen. — Einige Tage darauf trifft Liane auf Brinkenhof als Gesellschafterin der durch einen Unfall lahmgewordenen Hanna v. Brinken ein. Im Fluge erobert sie aller Herzen. Auf einem einsamen Waldspaziergang trifft sie Graf Detlev und erfährt seinen wahren Namen und Stand. Beide sind von dem Wiedersehen bewegt. Als Gutsnachbar verkehrt Graf Detlev v. Rastenau viel

auf Brinkenhof. Bei einem gemeinsamen Ausflug lernt Liane die Komtesse Steffie v. Rastenau kennen sowie die Baronin v. Wachau und deren Sohn. Aber zu ihrem großen Schrecken trifft sie auch hier ihre ehemalige Hausdame, Frau Dr. Bartels, die jetzt Gesellschafterin bei Frau Baronin v. Wachau ist. Detlev begleitet auf der Rückfahrt Komteß Steffie nach Rastenau und bittet den Grafen Joachim, ihn auf sein Gut in Schlesien zu schicken, damit er nicht in Lianes Nähe weilen muß. Der Graf aber teilt seinem Neffen mit, daß er nach rastlosem Suchen eine Majoratsklausel gefunden habe, nach der eine Ehe des Majoratsherrn mit einer Unebenbürtigen zulässig ist, wenn diese von allen lebenden Grafen von Rastenau als würdig befunden würde. Detlev ist sehr glücklich. Inzwischen ist aber Frau Dr. Bartels am Werk. Sie berichtet der erschrockenen Baronin Wachau, daß

Liane die Geliebte eines verheirateten Aristokraten sei. Die Baronin hält es für geboten, Brinkens zu warnen und fährt mit der Bartels nach Brinkenhof. Liane wird gerufen."

Nachdem ich dies unter heftigen Schlaganfällen genossen habe, stürze ich mich auf die 20. Fortsetzung. Sie umfaßt 16 Buchseiten, also einen Bogen. „Ha!" durchzuckt es meine schreckbetäubten Ganglienzellen, „da hab ich ja durch das Lesen der Inhaltsangabe 320 (in Worten: dreihundertundzwanzig) Seiten erspart!" Und auf Grund dieser Erleuchtung schlage ich das Folgende vor:

Man drucke von einem Originalroman der Hedwig Courths-Mahler, der beispielsweise 30 Teile umfaßt, nichts als den Schluß und die dazu gehörige Inhaltsangabe der 29 „einleitenden" Stücke. Durch dieses abgekürzte Verfahren dürfte

die Gemeingefährlichkeit der Originalschriftstellerin auf ein Minimum zurückgeführt und vielleicht die gesamte Produktion der Weißenfelserin unterbunden werden (denn es ist nicht ausgeschlossen, daß Originalromane „fortsetzungsweise“ entstehen). Und der Schluß ist ja doch die Hauptsache!

*

DAS KLEINE EINMALEINS

Es war ein schöner Sommerabend.

Adam Riese saß vor seiner efeuumhegten Hütte und rauchte aus einer langatmigen Pfeife.

Dabei spintisierte er.

Es ging ihm etwas im Kopfe herum.

Wie er so etwa eine halbe Stunde gesessen und gegrübelt hatte, rutschte die Sonne dem Globus den Buckel hinunter, und es wurde duster.

In Adam Riese aber erstrahlte ein inneres Licht, und er sprach:

„Jawohl, ich mache es, und zwar gleich auf der Stelle."

Er trat in das niedere Häuschen, stiefelte selbstvergessen in die Stube, haute mit der knochigen Faust auf die Tischplatte und wiederholte: „Ich mache es."

Frau Riese, geb. Neumeyer, steckte die Lampe an, während sich Adam, Papier und Bleistift in der Hand, an den Tisch hockte.

„Es ist die höchste Eisenbahn," versetzte Adam Riese, „das kleine Einmaleins darf nicht länger unerfunden bleiben. Zwar werde ich nicht zum reichen Manne daran werden, aber ich tue der Menschheit einen unschätzbaren Dienst und vererbe außerdem meinen Namen auf die Nachwelt."

Und Adam Riese erfand das kleine Einmaleins.

„Ein mal eins ist selbstverständlich eins. Und zwei mal zwei gibt vier, und drei mal drei ist drei und drei und drei, also neun. Und neun mal neun? Das ist 18, 26, 35, 44, 53, 62, 71 ... sehr einfach 9 mal 9 gleich 71. Ich hatte mir die Geschichte schwieriger vorgestellt. Jetzt brauche ich bloß noch die Zahlen zwischen drei und neun auszuknobeln, und dann hab' ich's geschafft."

Frau Riese strickte auf dem Kanapee und staunte.

„Nehmen wir einmal 5 mal 7. 7 mal 7 ist ... einen Momang! ... ist 48, und 5 mal 7, das ist zwei mal weniger, nämlich 13. Jetzt ziehe ich die 13 von der 48 ab, und dann weiß ich, wieviel 5 mal 7 ist. 48 weniger 13 macht 26 Rest 1, ... folglich ist 5 mal 7 gleich 26 Rest 1, das ist ein Kinderspiel.

Nun will ich spaßeshalber rasch noch ausrechnen, wieviel 8 mal 4 ist.

Die 8 zerlege ich zu diesem Zwecke in 2 mal 4. 8 mal 4 ist infolgedessen 2 mal 4 mal 4. 4 mal 4 ist 37, und die 37 zweimal genommen ergibt genau 100. Hurra! 8 mal 4 ist 100! ..."

Adam Riese erstrahlte über das ganze Ponem. Seine Gattin fragte: „Adamchen, willst du nicht auch noch das große Einmaleins austüfteln?"

Aber Adam hatte keine Lust mehr.

AM SONNTAG

Von einem Hündchen hat mir geträumt, das war vor lauter Magerkeit nicht imstande, drei Schritt weit zu laufen.

Es hatte, zierlich und degeneriert, einen schmalen, spitzigen Windhundsschädel, und seine Gliedmaßen waren von der nämlichen Länge wie Leib und Schwanz.

Stets stand es auf drei Beinen, während das vierte, meist das linke Hinterbein, vor dem entsprechenden Vorderbeine hing.

Die drei Beine konzentrierte es derart krampfig auf einem Flecke, daß zwischen ihnen, dem Leib und der Erde, nicht Raum gewesen wäre für ein Streichholz.

Es beschnubberte zitterig den Boden, das eine Hinterbein nervös zwischen die vorderen gehängt.

Seine Farbe war ein unwahrscheinliches Hellgelb, und die Zehen erschienen mir haarsträubend sorgfältig detailliert.

Dieses Hündchen hat mir geträumt.

Wie erschrak ich heute, Sonntag, als ich nichts ahnend und in friedlicher Verfassung mich zum Fenster hinausbeugte und eben jenes geträumte Hündchen auf der gegenüberliegenden Straßenseite umherschnubbern sah.

Und, um das Maß voll zu machen, tauchte ein kleines Gassenmädel auf — mitten im Juli, an einem Sonntag! — und sang mit sieghaft schmetternder Stimme: „Allähäs schläft — einsaham wacht — nur das traute, hochhei . . .“, hört plötzlich auf, hinkt ganz kläglich und humpelt lautlos in den nächsten Hausflur, um nie wieder zu erscheinen.

Auch das Hündchen war entschwunden.

*



Am Sonntag

HÄNSCHENS SCHUTZENGEL

Eine von Allmutter Sonne ausgebrütete Jugendgeschichte

Am Ostausgange des Dörfchens, dort, wo die Landstraße, welche nach der nur wenige Kilometer entfernten Residenzstadt führt, sich in kühner Serpentine bis zu ansehnlicher Höhe emporwindend, liegt die Hütte eines im nahen Steinbruch beschäftigten Vorarbeiters namens Theodosius Reimann, von nimmer rastendem Eppich umrankt.

Aus dem Schornstein steigen leichte Rauchwölkchen, die Vorboten künftiger Küchengenüsse.

Hei, wie das lustig bruzzelt und prickelt.
Die Mutter ist's, die gute, welche am Kamin steht, ihrem Theodosius einen Pfannekuchen zu bereiten, denn der Dienst ist anstrengend, gilt es doch für denselben, bis zum Abend auszuharren.
Nun nimmt der Vater Abschied von seiner Familie, um sich an sein Tagewerk zu machen.
Zärtlich drückt er Eusepia, der Gattin, einen Kuß auf das vom Morgentau noch feuchte Haar und tätschelt dem kleinen Hans die Wangen, welcher noch von festem Schlummer umfesselt ist, einem Murmeltier gleich.
Dann schultert er den frisch gedengelten Rucksack und begibt sich, die letzten Spuren des labenden Morgentrunkes aus dem von der Sonne gedörrten Schnurrbart wischend, an die Arbeit, nicht ohne zuvor aus geringer Entfernung von seiner Hütte, die ihm der Ertrag seiner regen Hände eingetragen, rück-

schauend, mit dem allezeit blitzsauberen Schnupftuch ein Ade zu winken.

Frohgemut schritt er in den jungen Tag hinein, ein munteres Lied vor sich hinträllernd, alles, was er gewünscht, war ihm in überreichem Maße zuteil geworden: ein Haus, vor welchem er abends in Ruhe sein Pfeifchen schmauchen konnte, ein blühender Garten mit gar mancherlei Gemüsesorten, ein Weib, das ihm rechtschaffen und treu zur Seite stund, und sein Lebensschiff über die sich in den Weg stellenden Klippen hinwegsteuern half, und ein Knäblein, so fröhlich und liebreizend, daß er nicht müde ward, dankerfüllte Blicke zum Himmel hinaufzusenden, welcher ihm alles in reicher Fülle verliehen.

Er ahnte nicht, was ihm im Laufe des Tages bevorstehen sollte!

*

Um die Mittagszeit hatte Hänschens Mutter unten im Dorfe zu tun, um für den morgigen Freudentag, der sich darin äußerte, daß sich Theodosius' Geburt zum 40. Male jährte, einen Kuchen zu backen.
Nachdem sie den mit Bleisoldaten spielenden Hans ermahnt hatte, brav zu sein und sich zu gedulden, bis ihre Rückkehr stattfinde, verließ sie die Hütte, welche sie sorgsam abschloß, nahm ein im Laufe des Vormittags eingerührtes Kuchenblech, sowie eine gefüllte Aschform und begab sich auf den bei kräftigem Ausschreiten etwa halbstündigen Weg zum Bäcker.
Es mochte eine geraume Frist verstrichen sein, als Hänschen Durst verspürte, zu welchem Zwecke ihm die fürsorgliche Mutter seine Lieblingstasse mit Milch gefüllt und bereitgestellt hatte.
Es war dies ein bei einer Versteigerung wohlfeil erworbenes Porzellangefäß mit Schnurr-

bartschutz, welche des Bübchens Entzücken wachgerufen und ersterem die Tasse zu dauerndem Gebrauch überantwortet worden war. Hierauf stieg Hänschen durch das offene Fenster, damit die frische Luft bessere Zufuhr habe, denn die Mutter mochte nicht, daß ihr Liebling in der stickigen Stube atme, und kletterte mit großer Mühe über den Zaun des väterlichen Grundstücks, die Tasse in der Hand.

Hinter Reimanns Hütte floß der reißende Mühlgraben, um seine aufschäumenden Fluten unweit des Städtchens mit dem Flusse zu vereinigen.

Längst schon gehörte Hänschens geheime Sehnsucht der Mühle an mit ihren Rädern und dem dadurch angetriebenen Dampfsägewerk, dessen Geräusche durch die Stille des Waldes herüberdrangen und mit magischer Gewalt das jugendliche Gemüt anlockten.

Hänschen wanderte den schnell dahingur-

gelnden Bach aufwärts, wo sich seine Spur alsbald im Dickicht verlor und verschwand derselbe unseren Augen.

*

Niemand vermag sich das die Mutter erfassende Entsetzen auszumalen, als sie ahnungslos heimkehrte, um das Töpfchen mit dem Guß zu holen, welches sie in ihrem nur allzu begreiflichen Eifer vergessen hatte. Mit vor Bangigkeit eingeschnürter Kehle rief sie den Namen ihres Lieblings, um seiner habhaft zu werden.
Lag doch die Möglichkeit offen, daß ihm ein Leids widerfahren oder er anderweitig verunglücken konnte.
Nach stundenlangem Umherirren erreichte sie die Mühle und nahm mit schreckensbleichem Haar etwas Weißes wahr, welches sie bei näherem Hinzutreten als Hänschens Milchtasse entpuppte.

Mit fiebernden Händen hob sie dieselbe auf, dicht vor ihr gähnte der Mühlteich, welcher schon so manches Opfer in seinen Schlund gelockt hatte, und stellte zu ihrer nicht geringen Überraschung fest, daß der Henkel der Tasse fehlte.

Die Mutter, welche längst eine Hoffnung, ihren Sohn lebend wiederzufinden, aufgegeben hatte, irrte weiter, nicht wissend, was sie tat.

Aber ihre Ausdauer ward belohnt.

Unter dem Mast einer Starkstromleitung lag Hänschen friedlich im Grase in vor Übermüdung eingeschlummertem Zustand, den Henkel seiner Tasse krampfhaft umschlungen haltend.

Schier überglücklich vor Freude nahm ihn die Mutter auf und trug den Knaben, ohne aufzuwachen, nach Hause, wo sie ihm einen Kamillentee bereitete und denselben zu Bett brachte.

Wie strahlte der Vater, als er, spät abends heimgekehrt, von der wunderbaren Rettung seines Sohnes erfuhr, wäre es doch eine kleine Mühe gewesen, in den verrufenen Mühlteich zu stürzen.

„Des Kindes Schutzengel" schloß die Mutter ihre Erzählung nicht ohne Rührung, „hat ihn behütet.

Wir wollen demselben ewige Dankbarkeit bewahren!"

*

Jemand stand draußen vorm Fenster und lauschte dem Bericht der Frau Reimann.

Als sie geendet hatte, klopfte er an die Tür, trat ins Zimmer und sprach: „Guten Abend, meine Herrschaften! Ich bin der Schutzengel des Knaben!"

„Wie das?" entfuhr es dem verdutzten Vater.

„Ich habe Ihren Hans bewacht und bin ihm

nicht von der Seite gewichen. Als er am Mühlteich vorüberirrte, habe ich ihn mit gütiger Hand beiseite geführt und Schlummer auf ihn herniedergesenkt, damit ihm nichts Böses widerfahre."

Die Eltern mochten nicht glauben, ihres Kindes Schutzengel leibhaftig vor sich zu haben und erkundigten sich, warum er keine Flügel trage. „Flügel sind unmodern und hinderlich," erwiderte der Engel. „Ich bediene mich gern einer diskreten Verkleidung, um so unauffällig wie möglich arbeiten zu können."

Reimanns erholten sich gemach von ihrem Staunen .

Dann fragte die sparsame Mutter, warum denn der Schutzengel geduldet habe, daß die schöne Tasse entzweigegangen sei.

„Ich konnte es leider nicht verhindern," antwortete der Engel, „aber ich gestatte Ihnen, die Kosten der Tasse von dem mir zustehen-

den Honorar abzuziehen und bitte Sie, um Weiterungen zu vermeiden, mir dasselbe auszuzahlen. Ich liquidiere 500 Mark."

Die Eltern kamen nach kurzer Beratung überein, als Schadenersatz für die zerbrochene Tasse den gleichen Betrag zu beanspruchen.

Da erboste sich der Schutzengel und sagte, es sei eine Unverschämtheit, 500 Mark für die Tasse zu verlangen, und er werde sich's künftig überlegen, ob er überhaupt den kleinen Reimann noch beschutzengeln werde.

Da griff der Vater nach dem Besenstiel und schrie, er halte die ganze Geschichte für einen aufgelegten Schwindel.

Da nahm der Schutzengel Reißaus und rief zurück: er lehne jede Verantwortung für kommende Eventualitäten ab.

Da schmetterte die Mutter: sie bedanke sich schön für einen Schutzengel, der bloß anderen Leuten Geld abknöpfen wolle.

Nun hatte Hans keinen Schutzengel mehr. Er geriet auf Abwege, verirrte sich im Sumpf der Großstadt, wurde vom Gymnasium geschwenkt, rasselte durchs Examen, wendete sich der Schriftstellerei zu, verfertigte höchst fragwürdige Skizzen, machte diverse Mädchen unglücklich, bekam einen Granatsplitter ans linke Auge, ließ sich mit dem Verleger Steegemann ein, trat in Kabaretts auf und endete als Ingenieur der Leipziger Dünger-Export-Gesellschaft. Dixi.



HABEBALD IN DER NACHT

Skizzikato mot einigen Druckfehlern

Habebald . . . ja, was meinen Sie eigentlich: was hat Hababeld eigentlach geführt?

Bidet?

Einen Lebenswandel.

Ungelugen: Habebald hat einen Lebsnwandel gaführt. Es ist schlimm, aber es läßt such nicht leugnen.

Und dieser Lebenswandel härte auf den koseboblen Namen „Marietta".

Mariette scilicet Krause (jung, hieß, schnuddlig).

Marietta . . . Marietta und (&) Habebald . . .

Aber aus ists und gschehn und vorbei und dahin: Marietta ist desertiert und hat den guten Habegald in der Rolle des valasenenen Lehmann zurückbelassen.



Habebald hat einen Lebenswandel geführt . . .

Und, wie der Mensh shon ist: Habebald fühlt sich glöcklich als Verlassener und führt keinen Lebsnwandel nicht mehr.
Nun gut.
Habebald steht mitten in der Nacht, steht inmitten einer schwarzen Nacht, steht in tunkler Nacht und singet auf zum Himmel hinauf, der aus cirka hunderttausend Sternlein auf ihn hinunterblinzelt.
Habebald singt.
Me kann beim besten Wollen nicht sagen, daß Habebgald schön singt.
Im Ganzundgegenteil: er singt kotzmiserabel.
Der Himmel ist geduldlig (insganzbesondere der nächtige!) und läßt sich einen Batzen vorsingen.
Aber der Staat ist nicht geduldlig.
Unnachdsichtbar geht er vor gegen Störenfriede.
Denn warum?
Sehr einfach: nächtlicherweile singen, das

paast nichtv in den behördlich vorgeschrittenen Streifen.
Habebald erregt durch sein gewaltigliches Singen die Aufmerksamkeit des Staates, welcher durch einen Polizeierich ordnungsgemäß vertreten ist.
Das überströmende Weltbegückungsgefühl . . .
! Obacht! Nicht zum Thema gehörig! Da fallt mir etwam ein!
Im Juli 1918 lernte ich in Péronne (auf dem Etappenmagazin) einen Inspektor kennen, der hieß schrecklicherweile „Gück", und zu dem mußte ich stets, wann ich seiner anhabhaft wurde, mußte ich stets sagen, ob ich wullte oder aber nicht: immer mußte ich zu dem sagen: „Gück und Gas, wie bald bricht das."
Dies recht nebenbei.
Et jeht weita.
Also:
Das überströmende Weltbegückungsgefühl un-

seres Habebald ergießt sich in breiter Melodie, ergießt sich in dem bewährten Liede „Steh ich in funstrer Matternacht . . ."
Sternauf gestiegen sind die ersten Verse, und der Sänger schmellert mit gesträubetrer Gesangsvereinsvorsitzendenstimme: „Lied fällt!", um nunmehro den letzten Vers der sentimental zermaserten Brust zu enthämmern.
Da . .
Da . . . tritt der Polizeriereich mit geladenem Schußrevolver an ihm heran und bemerkt mit klassikeskem Pathos: „Halt — — oder ich schieße!"
Habebald, als der weitaus Klügere, gibt nach und kleinst bei.
Der Polizeierich jehonnen behält ihn schärfts im OOge des Gesetzes.
Des bieren Habebold Weltbegücktheitsgeful ist überübermächtig und muß soch Luft sch5ffen.

Infolgedessen:
Habebald steuert auf eine Straße los, in welchselbiger etlache Laternen unausgelöschterweise dem Funzeln überantwortet sind.
Unter einer diesbrzüglachen Laterne erspäht er (Habebald) (der Gückliche!) eine Ansammlung von mehren jungen Damen.
Ackacke!
Aber wie sagt doch mit Recht jener Lateiner?: O quae mututio rereum!
Nämlich: die hungen Damen entpuppen sich in der Nahe als eine einzige vom Umfang mindestens dreier.
Habebald (o sancta Corpulentia, „pilules orientaux", o Schreck!) wankt an der Dame vorüber, wankt vörüber, wankt dahinschmaturaulirtgaublich.
Die Dame ist eine eingefleichte Hetäre (quasi, quasorum, quasobus) undc knistert elektrischmpiekt den schlotterichten Habebald mit vergiftsgeschwollenm Glutbilck zer

und zischelt: „Komm Dickerchen, bei mir kannste dir den Tod holen!“
Dem Ärmsten bricht der Schwitz aus, er brabbelt „Danke, halten Sie unwidderuflich bedeckt!“ und galoppiert durch die Nacht... galoppiert dahin... galpoiertzwgiarieffutoleander.
Bedeutungsam streicht der Ploizeierich a) den geknebelten Bart b) durch die Wellen.
[Sammelt Obstkerne!]

*

FLIP

Als Flip auf die Welt kam, hatte er einen Pflock bei sich und ein Auge und eine Ziffer.
Diese drei Dinge benutzte er abwechselnd.
Den Pflock, um ihn zurückzustecken.
Das Auge, um es zuzudrücken.
Die Ziffer — es war eine 5 —, um sie gerade sein zu lassen.
Flip wuchs heran, ward mannbar, trat hinein ins feindliche Leben.
Und immer steckte er einen Pflock zurück, oder er drückte ein Auge zu, oder er ließ 5 gerade sein.
Manchmal verwechselte er die Geschichte.
Ließ den Pflock gerade sein, drückte die 5 zu und steckte sein Auge zurück.

Aber das kam selten vor.
Meist machte er es richtig.
Flip wurde älter und älter.
Der Pflock nutzte sich bis zur Schadhaftigkeit ab, das Auge bekam den organischen Schwund, die 5 krümmte sich mehr und mehr.
Und eines Abends, als Flip wieder einmal 5 gerade sein lassen wollte, war aus der Ziffer eine Trichine geworden.
Flip bemerkte dies mit Besorgnis; suchte, ein Auge darob zuzudrücken; aber das Auge war von dem vielen Zudrücken ausgequetscht wie eine Zypresse.
Anstatt sich nun ordnungsgemäß zu erbosen, steckte Pflip einen Flock zurück — das heißt: er gedachte, einen Flock zurückzustecken, vermochte jedoch angesichts der Tatsache, daß er seines Auges verlustig gegangen war, den Flock mitnichten ausfindig zu machen, und er hätte selben ausfindig zu

machen nie und nimmermehr vermocht, sintemalen der Flock gänzlich zu Urschleim geworden war.
Da gestand sich Flip ein, daß sein Leben den Kulminationspunkt der Verpfuschtheit erreicht hatte.
Und auch alle grünen Zweige rings, auf die er eventuell hätte kommen können, waren dicht besetzt mit Persönlichkeiten, die weder einen Pflock zurückzustecken, noch ein Auge zuzudrücken, noch 5 gerade sein zu lassen pflegten.
Flip weinte sich in ein Likörglas, ward Mampe, steckte einen Strohhalm hinein und sog sich selm in der mörderischen Absicht auf, die letzte Spur seines Erdenwallens zu tilgen.
Es gelang ihm sozusagen voll und ganz.
Womit ich unter vielen Grüßen schließe.
Und Flip auch.

*

MAI

Spätnachmittag im Johannapark.
Auf der grasgrünen Bildfläche taucht auf Onkel Kriemichen, das Unikum. Er wiegt brutto drei Zentner, fletscht eine Orchidee von augenbeizender Pracht im Knopfloch und führt einen mit Steuermarke versehenen Stuhl wie einen Hund an der Leine hinter sich her.
Onkel Kriemichen bleibt stehen, steigt mit der Grandezza eines Kalodonts auf den Stuhl hinauf, zückt ein Fernrohr und kuckt durch eben dieses scharf nach Osten.
Ein Reichswehrhauptmann beobachtet das.
Der Onkel kuckt unablässig durch sein Fernrohr. Die Orchidee schreit.
Herzhaft tritt der Reichswehrdeichhauptmann hinzu und herrscht den Onkel voll.
Onkel sagt: „Tiefgefühltesten Glückwunsch zum Jahreswechsel von Hans zu Hans!"

Nichts da.
Der Reichswehrdeichhauptmann fragt stirnbeulend, warum und wieso, und: was der Onkel da droben bezwecke mit seinem Fernrohr.
Menschen sammeln sich zuhauf.
Antwortet der Onkel: „Ich warte den Mondaufgang ab, Herr."
Gibt der Reichswehrhaupthahn zurück: „Sie sind wohl ???"
„Allerdings," bestätigt der Onkel und richtet sein Rohr auf den pensionsberechtigten Reichswehrhauptkerl, klettert sodann mit Hinterlassung von Grazie den Stuhl hinunter und zieht Leine und den Stuhl hinter sich an derselben her.
Fünf Minuten später sieht man der Örtlichkeit nimmer an, was sich zugetragen hat.
Das normale Leben ist wieder in seine berechtigten Rechte getreten.

*

WOHLTUN TRÄGT ZINSEN



Sieben Minuten nach halb zwei war es, als Frau Katte aufwachte.

Sie hatte ein Geräusch gehört, wie wenn eine Tür geöffnet würde.

Nachdem sie eine Weile in das nächtliche Dunkel gelauscht hatte, stieß sie ihren Mann an, der im Bette neben ihr ruhig atmend lag, und zischelte hastig: „Kurt, im Wohnzimmer ist jemand!"

Kurt stieß einen Seufzer hervor, schnitt ein mordsdummes Gesicht, das man allerdings infolge der Dunkelheit nicht sah, wälzte sich auf die andere Seite und schlummerte weiter.

Olga hatte sich aufgerichtet und horchte mit gestrafften Sinnen.
Es war ihr, als habe etwas leicht an einen Stuhl gestoßen.
Sie rüttelte ihren Gatten.
„Kurt, es ist jemand im Wohnzimmer!"
Kurt stöhnte aus dem Schlaf, brabbelte vor sich hin, wurde unhöflich, fragte: „Was willste?"
„Es ist jemand im Wohnzimmer!"
„Unsinn!" sprach Katte und erwachte vollends.
Der Frau rann es wie Eisschokolade über den ehelichen Rücken.
Sie lauschte mit angehaltenem Atem.
Kurt desgleichen.
Richtig: Aus dem Wohnzimmer drang ein fremdes Geräusch, ein befremdendes Geräusch — ein Geräusch, das nicht vom Heinerle herrührte.
Heinerle war seit wenigen Wochen auf der

Welt, der erste Sprößling des jungen Paares. Seine Wiege stand drin in der Stube, damit die Mutter nachts über Ruhe hatte.

Das brave Kind bekam abends um zehn das letzte Mal die Brust und schlief bis zum Morgen, wo es mit dem siebenten Glockenschlag zu plärren anhob in seiner Eigenschaft als Herzensschnuckelchen.

Da knarrte die Diele.

Frau Katte war gelähmt.

Der Gatte fühlte sich zu feig, tapfer zu sein. Nicht einmal Licht anzuzünden, getraute er sich.

In den Vogesen und an der Somme hatte er seinen Mann gestellt, itzt aber wußte er nicht, was tun.

Sollte er dem Eindringling im Hemd gegenübertreten? Mit der Klystierspritze schießen? Das Waschbecken als Wurfwaffe verwenden?



Der Einbrecher blickte sich währenddem in der Stube um.
Im grellen Trichter seiner elektrischen Latuchte stand die Wiege des Bübchens.

Er beugte sich über den Korb, dämpfte den Lichtschein durch ein sorglich übergestülptes Schnupftuch und betrachtete den einsamen Schläfer, den unschuldsvollen.

Auch er hatte daheim ein Kindchen, einen Säugling, ein Herzensschnuckelchen, um dessentwillen er ausgezogen war.

Gewiß, es war nicht recht, was er plante, aber war er nicht deshalb vom Wege der Tugend abgewichen, um für sein Ein und Alles zu stehlen?

Er war es.

In breit ausladender Sentimentalität entquoll ihm eine Zähre, welche er mit zittrigem Finger ergriff, um dieselbe ad acta zu legen.

Dann jedoch deponierte er einen Hundert-

markschein, den Rest seiner gesamten Habe, an der Wiege des Kindes, warf einen letzten zärtlichen Blick auf die traute Stätte und verließ auf hastigen Socken die Wohnung des glücklichen Ehepaares.
Katte hatte kaum die Tür ins Schloß schnappen hören, als ein großer Mut in ihm entbrannte.
Er zündete Licht an, sprang Hals über Knopf aus dem Bett und fegte ins Wohnzimmer.
„Olga!" rief er und konnte kaum die gewaltig im Busen emporschäumende Rührung meistern, „kom', o komm' und sieh, was uns bescheret worden!"
Olga wetzte herbei, sank in tiefes Staunen ob des einbrecherseits gestifteten Betrages, und, als ahne sie, was in des Fremden Intérieur sich abgespielt, steckte sie den Hundertmarkschein in einen Briefumschlag, tat einen Scheck auf dreitausend Mark dazu, beschwerte das Päckchen mit ihrem güldenen

Armband und warf das Ganze im selben Augenblick zum Fenster hinab, wo der Einbrecher die Straße betrat.

Kurt Katte, der begreiflicherweise seiner Gattin nicht nachstehen wollte, nestelte Uhr nebst Kette aus der Weste und feuerte beides zu dem selig in die Knie brechenden Menschen hinunter, der mit heißen Segenswünschen für das Gedeihen Heinerles den Schauplatz verließ.

Kurt und Olga aber begaben sich, von diversen edlen Regungen aufgeweicht, in die Arme jenes Gottes zurück, welchen die alten Griechen Orpheum zu benennen pflegten.

*

BRIEF der H. C.-M. an H. R.

Sehr geehrter Herr Reimann!

Was hat Sie eigentlich so furchtbar gegen mich erbost, daß Sie immer Reklame für mich machen?

Sie haben sich schon einmal bemüht, im Zwiebelfisch mich abzuschlachten, noch dazu in der sehr honetten Gesellschaft von Rudolf Herzog, Paul Oskar Hoecker, Rudolf Stratz und Walter Bloem.

Sie nannten diese Herren in Ihrer ungeheuren Geischtreichigkeit „männliche Hedwigs" und nannten unsere Literatur „Schundliteratur".

Auf den literarischen Höhen, auf denen Sie voltigieren, können und wollen wir uns nicht

tummeln, dazu sind wir nicht schwindelfrei genug.
Ich habe mir nämlich Ihr schönes gelbes Buch „Die Dame mit den schönen Beinen" gekauft und fühle mich vollständig zerschmettert von der Fülle von Geist, die mir daraus entgegenleuchtet.
Da kann ich freilich nicht mit.
Auch kann ich Ihrem paradiesischen Ideal „Essen, Schlafen und unartigsein" nicht nachstreben, weil ich noch viel anderes zu tun habe.
Aber ich würde mich brennend gern auch einmal mit einer Groteske nach Ihren berühmten Mustern versuchen.
Da sind der Phantasie gar keine Grenzen gesteckt. Z. B. würde ich dann schreiben: „Es war einmal ein riesengroßer Geist, der sich über alle anderen erhaben dünkte und allen Menschen seine Meinung aufzwingen wollte, so sehr sie sich auch wehrten. Es war ein

Kopf ohne Körper und Beine. Er pendelte wochenlang in den gelben Feldern des Neides und fraß sich toll und voll an erbarmungslos hingeschlachteten kleinen Geistern — bis er platzte und ein gelbes Buch von sich gab. Auf der ersten Seite dieses Buches stand in leuchtenden Lettern „Ich". Und das genügte. Andere Bücher brauchte die Welt danach nicht mehr."

Wie gefällt Ihnen das? Besser als „Arme Liane"? Ich werde schon noch von Ihnen lernen, verzagen Sie nicht.

Sie hoffen wohl darauf, daß ich Ihnen den Scharfrichterdienst vergelte und auch meinerseits eine Antwort auf Sie loslasse?

Nein, hochverehrter, nie hoch genug zu verehrender Herr Reimann.

Ich bin ungeheuer rachgierig und tue Ihnen diesen Gefallen nicht, denn ich würde dann Reklame für Sie machen, wie Sie es kostenlos für mich tun.

Seit Sie mir die Ehre erweisen, mich in verschiedenen Intervallen wegen meiner harmlosen Märchen, mit denen ich meinem Publikum einige sorglose Stunden zu schaffen suche, anzupöbeln, werden diese noch mehr gekauft als bisher, was freilich meinem Verleger bedeutend mehr Vergnügen macht als mir.

Jedenfalls fühle ich mich veranlaßt, Ihnen meinen tiefgefühlten Dank zu stammeln und Ihnen im Geiste tiefergriffen die Hand zu drücken.

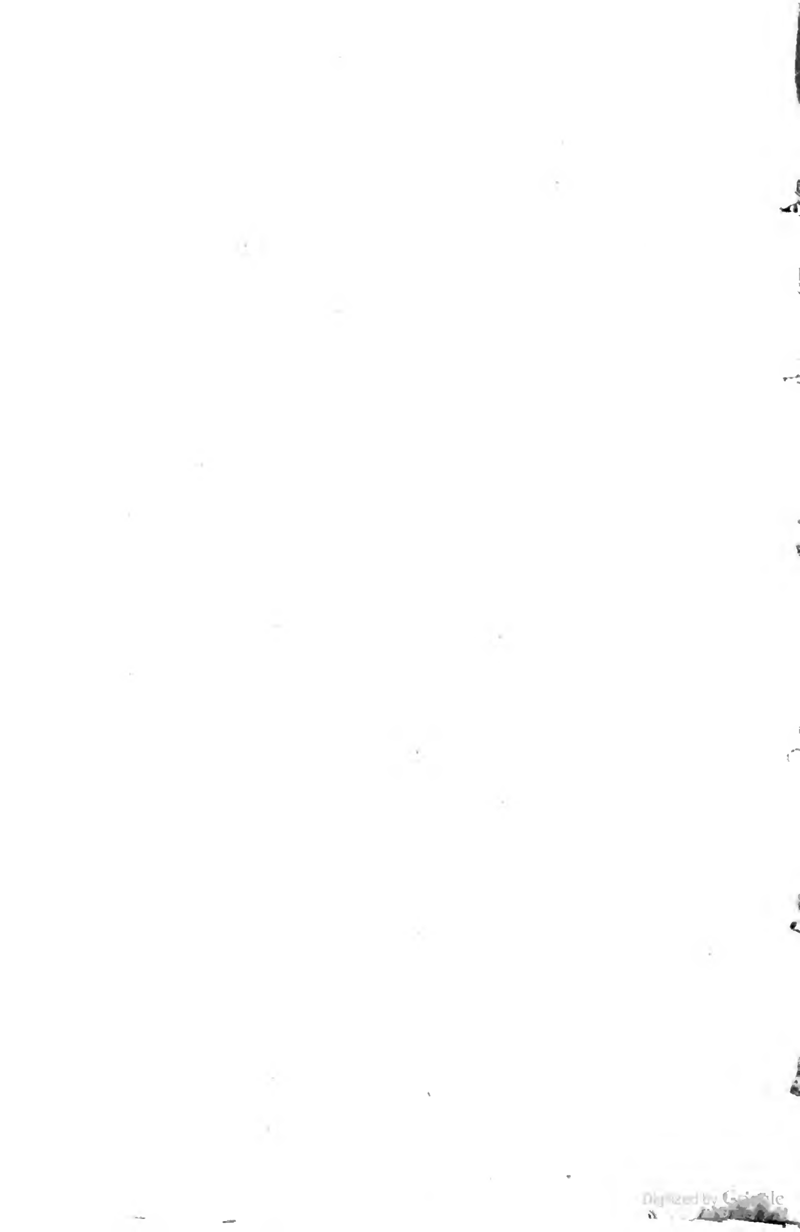
Gott lohne es Ihnen, edler Mann.

In gebührender Demut und Verehrung, großer Meister, Ihre noch nicht ganz zerschmetterte

Hedwig Courths-Mahler.



Auf Wiedersehn!





Hans Reimann

ist der Heros des bunten Allerlei, der erste Stratege der Komik, der Meister der Groteske.

(Hessische Landeszeitung.)

*

Bitte wenden

Hans Schiebelhuth: Hans Reimann

Das wilde Volk der Sachsen hat einen unendlichen Vorzug: Sobald sich nämlich Angehörige eines anderen deutschen Stammes oder Landes einmal lächerlich vorkommen, dann brauchen sie bloß gen Sachsen zu denken, um sich zu erinnern, daß alle Inhaber lächerlicher Eigenschaften neben einem echten Sachsen immer Stümper heißen müssen.

In der Tat, dort sind die Menschen von einer fabelhaften Komik.

Gewöhnlich ist es aber so, daß ein Sachse, wenn er seinen Fundus an Stammeskomik einmal entdeckt hat, aus seinem Herzen eine Mördergrube macht und seine Fähigkeit, die Welt durch schnurriges Wesen zu erfreuen, peinlichst verbirgt.

Anders der Sachse Hans Reimann, der verhehlt seine Sächsischkeit nicht, darum ist er der beste deutsche Humorist dieser Tage geworden.

Er ist der ehrlichste Sohn seines Volkes, den ich kenne.

Er beherrscht alle Register des Spaßhaften, er schreibt eine köstliche Satire, erlesene Dialektstudien, ist ein Menschenkenner wie wenige, zweifellos ist er der witzigste Parodist unter den Zeit-

genossen, seine eigentlichste Eigenschaft aber ist die melancholische Ironie.
Er hat viel Bonhommie, das ist das Bourgeoise, er hat viel Satirisches, das ist das Unbourgeoise an ihm.
Jedenfalls ist er immer höchst erbaulich, gleichviel, ob man seine höchstergötzlichen Schriften (bei Steegemann, Hannover, verlegt) liest, oder ihn selbst hört.
Er ist ein Unikum.
Man wird ihn einmal den deutschen Mark Twain nennen.
Deß bin ich gewiß.
Wir haben ihn alle gern.
Hierzulande, wo so wenig wie in Sachsen der Spießer sich über seine allerinnerste Ulkigkeit klar ist, hat sich der Spaßvogel beliebt für alle Zeiten gemacht.
Im Spiegel von Hans Reimann kommen wir uns alle lächerlich vor, aber wir ertragen es sehr gut.
Wir denken immer, er meint ja die Sachsen, nicht uns.
Die Komik ist dazu erfunden worden, damit die große Lebenstragik einen Ausgleich hat.
Von dieser Tragik weiß Reimann das meiste.
Weil er sie nicht verschweigt, sondern graziös mit Spaßhaftem belichtet ist er ein Meister, der aussöhnt und vergnüglich macht. (Darmstädter Ztg.)

Hans Reimann: Zwei Wege ins Narrenhaus

Du gehst in eine Eisenwarenhandlung.
In eine Eisenwarenhandlung!
Der Verkäufer, ein junger Mann mit Kneifer, ist allein im Laden. Er eilt herbei und fragt, womit er dienen könne.
Du sagst: „Ich möchte die ‚Gefährlichen Liebschaften‘, die ‚liaisons dangereuses‘ von Choderlos de Laclos in der zweibändigen Ausgabe des Hyperion-Verlages.“
Der junge Mann sieht dich an. Er hat nicht verstanden.
Du wiederholst: „Ich möchte die ‚Gefährlichen Liebschaften‘, ‚liaisons dangereuses‘, erschienen im Hypperion-Verlag — gebunden.“
Der junge Mann hat nicht verstanden.
Du wiederholst langsam und mit Nachdruck: „Ich möchte die ‚Gefährlichen Liebschaften‘ von Choderlos de Laclos — die Ausgabe in zwei Bänden — sie ist bei Hans von Weber erschienen.“
Der junge Mann, zögernd: „Ach, — das ist — ein — Buch?“
Du: „Gewiß. Sogar zwei. Und ich habe die beiden Bände vor vierzehn Tagen bestellt. Sie sind hoffentlich inzwischen eingetroffen.“
Der junge Mann, hilflos: „Wir führen — wir haben... Sie müssen... da muß ich.. “

Du: „Ja, wenn es noch nicht eingetroffen ist, so bestellen Sie es bitte umgehend: Choderlos de Laclos, ‚Gefährliche Liebschaften‘, Ausgabe in zwei Bänden, Hyperion-Verlag — Hans von Weber.“
Dem jungen Mann wird angst und bange. Er sagt: „Das ist doch eine Eisenwarenhandlung — hier.“
Du: „Mit alten Kupfern.“
Der junge Mann: „Eine Eisenwarenhandlung..“
Du: „Ja. In der Übertragung von Franz Blei.“
Der junge Mann bewegt die Hände, sieht dich plötzlich groß an, sagt „Einen Augenblick“ und verschwindet.
Er läuft, so schnell ihn seine Füße tragen, zum Inhaber des Geschäftes in das Kontor. Aufgeregt berichtet er, ein Verrückter sei im Laden.
Der Inhaber des Geschäftes rutscht von seinem Drehsessel, strafft die Weste und gürtet sich mit Energie. — Mit eisernem Blick tritt er an dich heran — im Hintergrunde der Verkäufer — und fragt — mit künstlich liebreicher Stimme: „Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?“
Du (sachlich): „Ich möchte einen Schraubenzieher.“

*

Nachdem du dich mit Papier, Bleistift und einem Zehnmark-Schein versehen hast, gehst du in ein erstklassiges Hutgeschäft.

Du sagst nicht Guten Tag.
Du sagst überhaupt nichts.
Keinen Mucks.
Eine Verkäuferin fragt nach deinem Begehr.
Du ziehst gemächlich Papier und Bleistift aus der Tasche und schreibst: „Ich wünsche einen steifen, schwarzen Hut."
Das Fräulein mißt dich mit einem neugierig-milden Blicke und sieht die Nummer deines Hutes nach.
„Sofort" sagt sie und geht Hüte holen.
Du siehst sie mit den andern Verkäuferinnen tuscheln.
Sie kommt zurück und probiert dir Hüte auf.
Du nimmst wieder dein Papier zur Hand und schreibst:
„Bitte eine Kleinigkeit größer!"
Das Fräulein nickt ernsthaft.
Endlich hast du einen passenden gefunden.
„Dieser gefällt mir recht gut. Ich werde ihn behalten," schreibst du auf.
Sie schlägt dir den Hut ein. (In eine Tüte!)
Du bezahlst wortlos.
Du wendest dich zur Tür.
Alle sehen dir nach.
Du öffnest die Tür und sagst *sehr* höflich: „Guten Tag!"

(Aus: Die Dame mit den schönen Beinen. Grotesken von Hans Reimann. 22. Aufl. Umschlagzeichn. von Emil Preetorius.)

Peter Panter: Was sind Nippes?

Humoristen haben aufeinander stets eine mächtige Wut. Hans Reimann und ich zum Beispiel — wir sind schrecklich höflich zusammen.
Wenn wir uns sehen, lächeln wir uns an — (so, nach der Melodie: „Was an dem eigentlich komisch ist, das möchte ich auch mal wissen. Es muß wohl so eine Art Lokalberühmtheit sein . . .!").
Und dann grüßen wir uns wieder furchtbar freundlich. Nur wenn die Rede auf den großen Meister des unfreiwilligen Humors kommt: auf Schlaikjers Erich — dann schweigen wir ehrfürchtig still. Denn da können wir alle Beide nicht mit.
Was ich sagen wollte: Wißt Ihr, was Nippes sind? Nippes ist, wenn man es als Kind entzweiwirft und man bekommt Prügel. Und wenn einer je — wie Pazaurek in Stuttgart — ein Gegenbeispiel-Zimmer aufbaut, etwa einen sächsischen Salon: dann dürfen die ‚Sächsischn Miniaturen', die Hans Reimann soeben hat erscheinen lassen, nicht fehlen.
Ich weiß nicht einmal, was sie kosten, aber für eine Mark mehr werdet Ihr immer noch lachen, das ist gewiß.
Mit den Dialektschnurren ist das so eine Sache. Wer nicht in der Lokalität geboren ist, oder wer

sich nicht sehr einfühlen kann, dem werden die ‚Oberschlesischen Schnurren‘ von Felix Kondziolka, dem wird ‚Jöä‘ von dem Hannoveraner Théodore le Singe — dem werden Döntjes und Läuschen kein Lächeln ablocken.

Erstens enthält das Buch den Extrakt Reimannscher Saxonika, und dieser wiederum enthält die Herzgose des sächsischen Börjers in Reinkultur.

Sachsen, ein Land, das in völliger Verkennung der Tatsachen nicht an den „Feindbund" abgetreten worden ist, verrät zum Glück auch jedem Unkundigen seine Seele durch die Sprache. „Seele" — ist übertrieben; aber „Sprache" ist es auch.

In letzter, formvollendeter Echtheit kann Reimann diese Mitteilungsart schriftlich wiedergeben.

Man versteht die holden Laute überhaupt nur, wenn man sie sich selbst laut vorliest.

‚De Gadze‘ und ‚Schbießr‘ habe ich mir mindestens zehn mal laut vorgelesen.
Ohne Lachen gings nie.

Wie da mißtrauisch, gedankenfaul und lautreich immer Einer um den Andern herumredet, wie da aus Nichts Gedanken wie Blasen heraufsteigen und zerplatzen: das ist ganz wundervoll beobachtet.
Und mehr: mit jener epigrammatischen Verkür-

zung wiedergegeben, in der so etwas allein möglich ist.

Fast alles in dem Buche ist ganz erster Güte. Anekdoten, Witzchen — am nettesten fand ich jene, die, wie die Gegend, gar keine Spitze aufweisen; das Gespräch fängt an, rinnt so fort, hört auf... Brillant die Behandlung der Sprache; sie ist so „pfleglich behandelt" (wie das unsre Hämorrhoidarier in den Kultusministerien nennen), daß man Hans Reimann auf ein Lährschdielchen für säcksche Rädeweise in Connewitz zu berufen denn doch nicht länger zögern dürfte.

Bevor die Redewendung erstrahlt: „Jgloowe, frähjnd." „Siß awwr och gee Wundr bei dähn Wäddr!" — steht als Glanzleistung da: ‚Baul Ball'. Das ist mehr als Spaß.

Wie dieser Plattenbruder mitten in der Nacht, um Zwei, sein Gespräch beginnt: „Guudr Mann, ich bin nähmlich ä Freigeist!" — und wie er dann sofort dazu übergeht, von seinen drei Operationen an der Hand und jener andern am Bein zu erzählen, und dann, wie er überhaupt geartet sei, an der Seele beispielshalber und am Garaggder: das erinnert in seiner Mischung von Herzensgüte, Gedankensprüngen und Besoffenheit an Hauptmanns Schluck.

Diese Drucksachen sind beste Literatur.

Ein solches Buch, das ganze Landstriche erklärt und ihre Bewohner, Gott behüte, bis aufs Hemd auszieht, konnte nur einer illustrieren, und der hats auch illustriert: George Groß.
Es war ein Fressen für ihn.
Er hats noch sanft gemacht: milde wie der Beischlaf eines Kommandierenden Generals ist der Zeichenstift dahingefahren und hat dabei Sachsens Mann, Frau und Kind schonungslos getroffen.
Der Spießer lacht gern über sich, wenn der Verlachte eine Generation zurückliegt, und niemand ist unter Brnierten freundlichen Applauses so gewiß wie der Spitzwegsche Kleinbürger.
Groß hat den auch von heute beim Kragen, bei der Krawatte, beim Bauch genommen — und der Schädel mit der Einbuchtung auf Seite 50 ist Helfferichs Gefolgmann ein für allemal.
Schade, daß er ‚Die Jalousien', diese wundervolle Geschichte des Provinzklatsches, nicht bebildert hat.
Und um euch zum Schluß Laune zu machen, daß Ihr das Buch bei Paul Steegemann bestellt — eine (fast koscher zubereitete) Rosine aus dem Guchen: „De Laadschn. Wemmr ä Baar Laadschn hadd, unn der eene iß weck unn mr hadd bloß den andrn — da nudzen een alle beede nischd!"

(Die Weltbühne 1922, 21.)



„Schbießr“.... Zeichnung von George Grosz. Aus den „Sächsischen Miniaturen“ von Hans Reimann

„Gännsde dähn?" — „Nee."
„Dähn gännsde nich?" — „Nee."
„Siss so ä gleenr Diggr!" — „Nee."
„Nadierlich gännsde dähn!" — „Nee."
„Dähr hadd si jädzd enne Gneibe gegoofd!" — „Gugge an!"
„Dähn gennsde nich?"
„Warde mah. Siss mr balde wie so. Wohnde dähr nich friehr in dr Gohlgardnschdraaße?"
„Dähn meen ich!" — „Siss so ä gleenr Diggr?"
„Das iss dähr!" — „Was iss dnn midd dähn?"
„Na, hee, dähr grijjd awwr frleichd Gränze!"
„Warum dnn? Issn dähr dood?"
„Nu tu tummes Luhdr, dähr iss doch nich dood!"
„Warum grijjdn dähr nachrd Gränze?"
„Nu, weeßde dnn das nich? Dähr iss doch in Schidznvereine unn in Durnvereine unn in dr Gongkordjah unn in freiwillijn Feierwärggsvereine ...und jädzd iss dähr auch noch in Gasdwerdsvereine ..."
„Was de nich saachsd!"
„Awwr dähr grijjd awwr frleichd Gränze!"
„De meensd woh, wennr schdärbd?"
„Nu wenn dnn sonsd!"
„Da gann dähr lachn!"

(Aus Hans Reimann: Sächsische Miniaturen, Bd. I. Mit 14 Zeichnungen von George Grosz. 25. Auflage. Bd. II in Vorbereitung.)

Hans Reimann: Semitokokken

In dem großen Saale des chemischen Laboratoriums brannte gegen Mitternacht noch Licht. Auf dem Arbeitstische des Privatdozenten Dr. Hermann Stänker funkelte allerlei chemisches Gerät. Der junge Forscher, ein semmelblonder Hüne von etwa dreißig Jahren, hatte sich eben in dem wirren Gestrüpp von Spritzen, Klammern, Kübeln und Röhren, das auf dem Arbeitstische wucherte, eine Lichtung gerodet. In seinem blassen Gesichte spielte fiebernde Röte. Zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand hielt er eine kleine Kristallschale, deren schimmernden Inhalt er eifrig, ja gierig mit der Lupe musterte. Er traute seinen Augen kaum. Sollte es diesmal geglückt sein? Trotz wochenlanger, höchst verwickelter Operationen, die er auf Grund der neugewonnenen Erfahrungen immer wieder abänderte, hatte er nie bewirken können, daß die in der schwärzlichen Flüssigkeit zappelnden Semitokokken sichtbar zum Vorschein kamen. Diesmal hatte er sich nun in einem bestimmten Stande des Versuchs mit niederen Temperaturen begnügt, dafür aber auch diesmal wieder drei Monate länger auf die zu erzielende Vernichtung der israelitischen Bakterien durch Teutonenblut warten müssen. Und siehe da,

schon äußerlich unterschied sich diesmal das Enderzeugnis von dem früheren durch die rötlichere Farbe! Zitternd vor Erregung, mit verhaltenem Atem setzte er vorsichtig das Schälchen, das eine ganze Schöpfung in seinem, also des Schälchens, Schoße barg, aus der Hand. Und in rätselhafter Gedankenverbindung mit seinem gegenwärtigen Tun trat ihm plötzlich die Stunde vor die Seele, die sein sonniges Jugendglück wie mit Keulenschlägen zertrümmerte.

Sein Vater, Armand Stänker, besaß teils ein Abonnement auf die Kreuzzeitung, teils ein kleines Bauerngut, das er sich Morgen für Morgen im Schweiße seines Angesichts erworben. So war er der erste Bauer der Gegend, der mit künstlichem Ammoniak arbeitete. An den landwirtschaftlichen Studien des Vaters nahm Hermann, der im benachbarten Städtchen das Gymnasium besuchte, den lebhaftesten Teil. So mehrte sich der Wohlstand der Familie von Jahr zu Jahr, bis eines Ostersonntags, als Amand Stänker mit Weib und Kind eben aus der Kirche kam, der Makler Schloime Levisohn erschien und mit beweglichen Handbewegungen dem Vater darlegte, wie töricht es von ihm sei, sich so langsam emporzuquälen. Der Bauer Roggenkamp, dessen Gut an des Stänkers grenze, stehe, wie er ja selber wisse,

vor dem Zusammenbruch. Schon seit drei Jahren könne er die Zinsen nicht bezahlen. Er sei bereits mit ihm einig geworden, ihm das Gut zum Hypothekenwert abzukaufen. Wenn er die rückständigen Zinsen übernähme, sei er bereit, die Hypotheken stehenzulassen und den Rest des Kaufpreises auf das nunmehr verdoppelte Gut einzutragen. In zehn, höchstens fünfzehn Jahren sei er so Eigentümer des Gutes.

Mit elektrisierten Augen hatte der Vater zugehört. Hermann, der dreizehn Jahre alt war, verstand von der Sache nichts, aber sein Vertrauen zu dem Vater und zu sich selber war so grenzenlos, daß er den Zukunftshimmel voller Feigen sah. Die Mutter vollends, die ihren Sohn im Geiste schon als Rittergutsbesitzer erblickte, hörte nicht auf, ihrem Manne zuzureden, und drängte ihn, das Nachbargut zu erwerben, indem sie sagte: „Mann, nu mach ocke!" Als Levisohn den nächsten Sonntag wieder erschien, ward der Handel abgeschlossen. In hämischer Schadenfreude leuchteten die blutunterlaufenen Pupillen des Wucherjuden. Die Schulden wuchsen ins Endlose. Das neue Wirtschaftsgebäude brannte zwei Tage, ehe die Feuerversicherung in Kraft trat, ab, da der Vater das Bargeld nicht zur Hand hatte, um rechtzeitig die Prämie zu zahlen. Unter den Rin-

dern brach Keuchhusten aus, die Hühner bekamen den Rotlauf, die Pferde fielen um wie die Maden, die Mutter siechte dahin, ein Gewittersturm verheerte die dürren Felder, der Vater zog sich Gallensteine zu und mußte todkrank nach Karlsbad reisen. Alles war das Werk des habgierigen Juden.
In Karlsbad begegneten sich der kranke Landwirt und der Schloime Levisohn. Mit einem Wutschrei sprang der sonst so besonnene Amand Stänker dem Juden in Menschengestalt an den Hals, würgte ihn, und warf ihn, nämlich den Hals, Hals über Kopf eine hohe Steintreppe hinab, an deren Folgen er wenige Tage später in heimtückischer Absicht starb. Der Vater wurde zu Gefängnis verurteilt. Die Mutter kam unter den Hammer. Als der Vater von ihrem Tode erfuhr, fraß er grüne Seife. Hermann aber faßte den unbeugsamen Entschluß, die Königin der Naturwissenschaften zu studieren.
Einundzwanzig Jahre war er alt, als er mit einer Dissertation über die Oxydation der Hydromukonsäure summa cum laude sein Doktorexamen und kurz darauf das Staatsexamen bestand. Nach vier Jahren habilitierte er sich als Privatdozent. Nun sollte das eigentliche Leben erst beginnen!
Vorsichtig nahm er die Schale wieder zur Hand. Was war das? Gottes Wunder! Die halbmond-

förmig gekurvten Semitokokken hatten sich unter der Einwirkung der arischen Blutkörperchen, die dem Redaktionsstab der „Täglichen Rundschau" abgezapft worden waren, angstschlotternd in die linke Ecke der Kristallschale gedrückt. Das arische Blut hatte die Oberhand gewonnen! Mit einer Pinzette fischte Hermann Stänker die jüdischen Bakterien aus der Flüssigkeit und trocknete sie vorsichtig über der immer brennenden Bunsenflamme. Jetzt kam der große Augenblick, den er seit Monaten ersehnt. Jetzt sollte sich erweisen, ob seine Vermutungen zutreffend waren oder nicht. Der Gelehrte berührte den Knopf einer Klingel. Sofort erschien Brummer, sein greiser Diener, ein an Ariosklerose erkranktes Kaninchen an der Leine führend. Stänker nahm das Tier beim Schopf und impfte es unter ständig wachsender Spannung mit den eben gewonnenen jüdischen Bakterien. Die Wirkung war eine überraschende.
Das Kaninchen wiegte bedächtig den Kopf, gestikulierte unterwürfig mit den Vorderpfoten und stand augenscheinlich vollkommen im Banne einer fremdrassigen Macht. Ehe sich Brummer von seinem Entsetzen erholt hatte, packte das Kaninchen Papier und Bleistift, um einige schwierige Aufgaben aus der Perzent- und Zinseszinsrechnung spielend zu lösen.

Stänker war sprachlos. Daß die Infizierung so rasch von statten gehen würde, hatte er nie zu träumen gewagt. Um sicher zu gehen, fragte Stänker das Kaninchen, wie es heiße. In hebräischen Lettern schrieb das Tier den Namen „Baruch Veilchenblüth" und den Anfang des Kolnidre-Gebetes auf. Hierauf ergriff es, ein echt jüdisches Kennzeichen, das Hasenpanier. Obwohl es ein Kaninchen war.
Fassungslos über die wissenschaftliche Tragweite seiner Entdeckung brach Stänker zusammen.

Diese Groteske bildet das erste Kapitel aus „Die Dinte wider das Blut von Artur Sünder". (30. Auflage.) Eine Satire auf den bekannten antisemitischen Roman „Die Sünde wider das Blut" von Artur Dinter.

Kasimir Edschmid: Hans Reimann

Ein grotesker Gegenspieler gegen den Ethiker ist der Marionettenzieher. Hans Reimann bereitet die Entthronung des Peter Altenberg vor. In unzähligen kleinen Kapiteln wird die Welt gezeigt. Er hat wohl keine Absicht, keine Tendenz, aber er erreicht das, was das gut gemachte Groteske immer spiegelt: Trauer über die Sinnlosigkeit der Welt, Nachdenklichkeit über den Widerspruch der Dinge. Irgend ein symbolischer Hintergrund, irgend ein Schmerz steht hinter dem Lachen. Die

Lust dieses Autors am Artistischen ist außerordentlich groß. Begabt, in tollen Wirbeln zu zeichnen, darzustellen, zu verwerfen und zu parodieren, mißbraucht er hin und wieder sein Talent. Die Begabung selbst ist groß. Die Sehmöglichkeit stark geschärft. Zangenhaft angepackt ergibt sich ihm die Wirklichkeit. Er spießt sie auf, er zerreißt sie, immer hat er Tempo, in tausend Überschlagungen und Verzerrungen erreicht er atemlos seine Pointe. Die Arbeiten sind stenographisch gemacht, Spielereien zum Teil, kleine ganz kurze Kapitel, triefend vor Hohn auf das Bürgerliche, wie in Vitrinen kreiselhaft um die eigene Achse gedrehte Figuren, die Bewegungen machen. Einfall tollt über Einfall, ein Stoff, mit kühnen ganz knappen kurzen Strichen behandelt, erhält sofort Wirklichkeit. Sofort setzt sich ihm visueller Eindruck in geistigen um, sofort konstruiert er den Widerspruch, das groteske Element. Ein expressionistischer Peter Altenberg, nicht süß und sentimental, auch nicht so weise wie dieser, aber bissiger, gehässiger, schärfer und spitzer! Er ist keineswegs ohne Dichterisches, wenn auch das Ganze keine Dichtung ist. Doch ist es mehr als toller Scherz. Kultiviert kann das Genre sich sehr versorgfältigen, vernachlässigt kann es sich verschleifen. Das ist die Frage der kommenden Disziplin. Vorder-

hand bleibt nur das Phänomen festzustellen. Dazu kommt, daß, wer vorher einzelnes kannte, verblüfft ist durch die Menge. Was sonst als Ganzes bei Schönheit im Detail enuiert, wirkt hier viel stärker. Die riesige Laune, Satire und Vielfältigkeit zeigt sich erst in der bunten Fülle. Ein Faschingsball mit todernsten Masken, der mit Pritsche und Pfauenfeder windschnell den Eintretenden schlägt, ihn entläßt, tausend Sachen um ihn dreht, ihn verblüfft, erheitert, plötzlich Schauriges sehn läßt im Bilde, das Bild wegzieht und lacht, aber doch traurig macht am Ende. (Frankfurter Ztg.)

H. Reimann: Das verbotene Buch

Horst Schneider und Friedel Ritter sind dicke Freunde.

Sie sitzen in der Oberterz auf derselben Bank. Sie teilen Freud und Leid, Frühstücksbemmen und Taschengeld. Und sie treiben gemeinsame Lektüre. Aber während der still-zarte Friedel gütige und vernünftige Eltern hat, seufzt Horst mit Grund über die willkürliche Strenge seiner Mutter, deren erzieherische Tätigkeit ausschließlich im Verbieten besteht, und über das jähzornige Schreckgespenst seines veralteten Vaters.

Horst darf überhaupt nichts. Was ihm der Vater nicht verboten hat, das verbietet ihm gewiß-

lich die tyrannische Mama; und wenn der waschlappige Vater dahinter kommt, daß seine Frau verboten hat, was er zu verbieten unterließ, so verbietet er es doppelt und dreifach, um sein Ansehen zu erhöhen.

Der arme Horst darf überhaupt nichts.

Die Folge davon ist, daß der im Kern muntere Bub zu Hause den Duckmäuser spielt und sich gewisser Schulstunden als Ventils bedient, um den aufgespeicherten Überschuß an unverbrauchter Rüpelhaftigkeit abzulassen.

So haben sich letzhin die Klagen aus der Schule gemehrt, und der Professor hat geäußert, der Schneider sei ein richtiger Lümmel geworden; wenn das so weiter gehe mit ihm, stehe er für nichts; mit dem Jungen nehme es dereinst ein Ende mit Schrecken.

Die Eltern sind außer Rand und Band. Sie rauben ihrem Sohn die letzten, harmlosesten Freiheiten und überwachen sein Tun und Treiben peinlicher als ein bezahlter Privatspitzel.

Horst darf nicht auf die Straße; kriegt kein Taschengeld mehr; muß mit dem Mädchen in der Küche essen; der in Aussicht gestellte Besuch einer Schüleraufführung des Stadttheaters fällt ins Wasser.

Um diese Zeit geschah es, daß Friedel Ritter aus der Schulbibliothek einen Band Eichendorff entlieh.

Der Eichendorff gefiel ihm, und er kaufte sich von seinem Taschengeld das Reclam-Bändchen Nr. 2354: Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts.

Nachdem Friedel das zierliche Geschichtchen gelesen hatte, nahm er es und verehrte es dem Horst.

Horst legte das Büchlein ahnungslos auf seinen Arbeitstisch.

Es erfolgte eine Katastrophe, als die Mama staubwischenderweise Horsts Stube betrat und mit ihrem sicheren Blick für Verbotenes das verdächtig-rötliche Bändchen entdeckte.

„Aus dem Leben eines Taugenichts! — Soso! Also solche Bücher liest der Herr Sohn!! Aus solchen Büchern lernt er?! Warte, mein Bürschchen!"

Und die Schläge prasselten. Horst schrie; denn das Buch flog ihm im Gesicht herum.

Sodann trat der Ochsenziemer in Aktion.

Das Büchlein selbst hauchte sein Leben im Kohlenkasten aus, wohin es von den ethisch-pathetischen Händen der erziehungsbestrebten Mama geschleudert worden war.

— — Abends kam der Vater heim.

Er war noch nicht zur Tür herein, da ward ihm schon die Kunde, daß sein mißratener Bengel etwas ganz Unglaubliches angestellt habe.

Ja, was war denn nun schon wieder mit dem Früchtchen?

Hehe, er hatte sich das Tagebuch eines Taugenichts zugelegt, wahrscheinlich, um daraus neue Flegelhaftigkeiten zu profitieren und seine Manieren zu verbessern.

Herr Schneider untersucht den Fall nicht erst. Er schimpft und wettert, daß die Wände wackeln und das ganze Haus aufstützig wird.

Dem Horst hilft es nichts, daß er heilig beteuert, keine Zeile in dem schlimmen Buche gelesen zu haben.

Der Vater kriegt ihn beim Kanthaken und bläut den jugendlichen Hintern ganz fürchterlich durch.

— — Nach dem Abendessen hält es Herrn Schneider nicht mehr zu Hause. Er läuft vor Mitteilungsbedürfnis über. Er muß es in die Welt hinausposaunen, was für einen Lausejungen er zum Kind hat.

Er eilt spornstreichs in sein Stammlokal und berichtet atemlos von dem schändlichen Treiben seines Sohnes.

„Wissen Sie, woraus der Flegel seine Kenntnisse bezieht? Wissen Sie, was der Schweinigel schwartet? — Man sollte es nicht für möglich halten! — Wissen Sie, was meine Frau ihm heute aus den Zähnen gerückt hat? Das Tagebuch eines Lebemannes!"

Die Runde stimmt in die Entrüstung des schwer geprüften Vaters ein, jaja, die Jugend von heut-

zutage; und der Amtsrichter Bretschneider bemerkt tiefsinnig: „Ei ei, das sind Schicksalsschläge!" — — — Etliche Tage nach dem Skandal erkundigt sich Herr Schneider bei seiner Gattin nach Titel und Verfasser des obszönen Schmökers. Diese erinnert sich dunkel, und nach mancherlei Forschen und Fragen sind Verfasser und Titel eruiert.

Daß das verbotene Machwerk bei dem soliden Reclam erschienen sein könne, vermutet Herr Schneider nicht.

Er bestellt den Eichendorff in aller Heimlichkeit bei einem wildfremden Buchhändler, welcher ihm ein kostspieliges Exemplar einer Luxus-Liebhaberausgabe aufhängt.

Herr Schneider verschlingt gierig das anstößige Buch auf seiner Kanzlei. Allein schon die ersten Bissen blieben ihm im Rachen stecken.... er durchblättert die Seiten.... sein Gesicht wird lang und länger...., und seine Wut ist grenzenlos, daß der Text nicht erfüllt, was die Überschrift zu versprechen schien.

Die Erbitterung auf seinen Sohn wächst ungeheuerlich; denn er ist im Innersten überzeugt, daß der Lausejunge das Buch lediglich deshalb eingeschmuggelt hat, um seine Eltern zu prellen. Es setzte eine zweite Tracht Prügel.

(Aus: „Das verbotene Buch", Neue Grotesken von Hans Reimann.)



„Das Paukerbuch", Umschlagzeichnung von George Grosz

Französisch gab Professor Ramsthaler.
Das war ein ganz kleines Männchen, aber ein arroganter, eingebildeter Patron.
Er hieß Ramsthaler, sein Spitzname jedoch lautete Caligula. Erstens des cäsarischen Auftretens, zweitens seiner unberechenbaren Launen wegen und drittens, weil er in winzigen Stiefelchen einher stolzierte.
Auf die Dauer war „Caligula" zu lang und umständlich, und es verschliff sich — philologisch nicht einwandfrei — zu „Kax".
Das Wort „Ramsthaler" sprach kein Schüler aus; alle redeten per Kax.
Daß er ein Pflaumenmännchen war, sagte ich bereits.
Was ihm an Größe abging, suchte er durch imponierendes Auftreten und hohe Absätze gut zu machen.
Er war grausam und gebärdete sich wie eine Gottheit.
Wer in seinen Stunden nieste oder sonstwie ein unbedeutendes Geräusch von sich gab, der wurde unweigerlich in Arrest gesteckt.
Die Folge dieser despotischen Überhebung war, daß im „Französischen" der tollste Radau voll-

führt wurde. Man verstand mitunter sein eigenes Wort nicht.
So konnte keiner bestraft werden.
Es ging laut her beim Kax, und gearbeitet wurde nicht.
Wir vertrieben uns die Zeit mit Feez und Jux; denn ernst nahmen wir den kleinen Mann nicht.
Wer ihn als französischen Lehrer gehabt hat, der hat gelernt, wie man die Glühstrümpfe auf den Gaslampen kaput macht, und wie man das Rülpsen und den Schlickauf naturgetreu imitiert, aber Französisch hat er nicht gelernt.
Der Kax polterte beim Sprechen, wie wenn jemand eine Wendeltreppe hinunterkullert, und sein drittes Wort war „Schweunereu".
Er diktierte fortgesetzt Strafstunden und sperrte die ganze Klasse ins Karzer; er vermaß sich, die Herren Väter zu bestellen und beim Rektor Beschwerde zu führen — — alles das, um sich in seiner furchtbaren Größe aufzuspielen. Unternehmen tat er jedoch nichts. Es war alles bloß Rederei.
Wenn er fein artig war und uns parierte, hielten wir Burgfrieden.
Er trug meist zu einem schwarzen Rocke, der um den Nacken von einem Kranze frischer Schuppen geschmückt war, eine graue Hose, die der heim-

lichen Bestimmung diente, seine miekrigen Beine länger erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit waren; die sich indes in korkzieherförmigen Windungen bis auf die Stiefelchen zu ringeln pflegte.

Auf den Stiefelchen war niemals nicht kein Stäubchen zu erblicken; sie glänzten und funkelten wie der in den Schlips gespießte Brillant, ein kostbares Erbstück von einem Urahn und Kartoffelgröße.

Wenn der Kax sein Taschentuch aus der linken Außentasche des Rockes zog, wogte eine betäubende Wolke ordinären Parfüms durch den Raum.

Trotzdem roch er beständig nach Wacholder.

Sein Bart hing wie ein Batzen angebranntes Sauerkraut unter der klobigen Nase und war mit einem Mechanismus versehen, so daß er gesträubt werden konnte.

Der Kax hinkte ein wenig, wenn auch mit unleugbarer Grazie und einem Schuß Selbstgefallen.

Er war von maßloser Eitelkeit, unablässig auf schöne Posen bedacht, liebte die abgerundeten Bewegungen und hüpfte gern. Dennoch suchte er hinwiederum durch pomphafte Gebärden zu blenden und durch Wucht zu erschüttern.

Seine Stunden verliefen äußerst geräuschvoll. Wer

ahnungslos von draußen hereingeschneit wäre, der hätte vermeinen mögen, einer Zirkusvorstellung beizuwohnen oder in eine Menagerie geraten zu sein.
Schon ehe der Kax das Klassenzimmer betrat, ward irgendein Unfug ausgeheckt.
Die Klinke wurde mit Juckpulver bestreut oder der Stuhl vor die Tür gesetzt oder ein Weg bis zum Pult mit Konfetti markiert.
Unter dem Katheder standen mindestens Bierflaschen oder alte, von zuhaus entwendete Tassen und Töpfe.
Das Pult war mit Kreide beschmiert, an den Lampen hingen dekorative Papierschlangen, an der Tafel Turnschuhe oder ein geheimnisvoller Strumpf.
Jetzt kam der Kax hereingestelzt, roch nach Wacholder und plauzte die Tür dröhnend zu.
Schon stürzte ein kunstvoll auf dem oberen Pfosten befestigtes Steinchen herunter.
Der Kax tänzelte auf das Podium — — schon krachte eine listig gelegte Knallerbse.
Der Kax wollte Platz nehmen, aber der Stuhl war festgenagelt.
Aufgebracht und mit dicken Tönen — das Wort „Schweunereu" war deutlich herauszuhören — gab er sein Mißfallen kund, verließ den un-

wirklichen Thron und stieg herunter, um sich in unsrer Mitte, bändigend, aufzuhalten.
Er warf einen Blick auf die Wandtafel: sein Spitzname bedeckte die schwarze Fläche.
Allenthalben war „Kax" zu lesen. An den Wän= mit Kohle geschrieben; an den Fenstern mit Seife oder Farbe.
Von da, von dort, aus der Ecke, überallher tönte es „Kax"!
Sein Name war in aller Munde.
Einer zupfte ihn am Rockschoß:
Wuppdich schoß er herum und brüllte: „Sö Flögöl!"
Der Bösewicht begehrte auf: „Ich weiß von nichts, Herr Professor!"
„Lögen Sö nücht!"
„Aber Herr Professor, ich versichere Ihnen..."
„Sö dommer Jonge Sö!"
„Herr Professor, ich versichere Ihnen ehren= wörtlich..."
„Natörlich sönd Sö dör Frövler göwösen!"
„Herr Professor, ich schwör' es Ihnen..."
Der Rest des kurzweiligen Zwiegesprächs erstickte in einer Lawine von Geheul und Gejaul.
Also retirierte der Kax, auf Haltung bedacht, nach dem freien Platz zwischer erster Bankreihe und

Katheder und tummelte sich allda mit lächerlicher Gespreiztheit.
Der Unterricht begann. Eine Fabel von Lafontaine war zu übersetzen.
Franke wird aufgerufen.
Allgemeines Hallo.
Franke hat kein Buch.
Es wird ihm eins geborgt.
Franke weiß nicht, welche Fabel.
Es wird ihm gezeigt.
Franke hat's.
Er liest die Überschrift.
Mit einem Male spielt jemand lieblich auf einer Mundharmonika und zerreißt auf diskrete Art die wissenschaftliche Stimmung.
Der Kax lauscht andächtig und riecht nach Wacholder.
Der Musikant hat geendet, ein Beifallsgetrampel erster Ordnung erfolgt, und Franke hat unterdessen die fehlenden Vokabeln im Wörterbuche nachgeschlagen und in den Text geschrieben.
Der Lafontaine wird wieder zur Hand genommen, und die Stunde geht weiter.
Einer meldet sich: er möchte hinaus.
Er darf.
Kaum ist er draußen, so wollen fünf andere hinaus.

Sie sollen warten, befiehlt der Kax, bis der erste zurück ist.

Sie können nicht warten, versichern sie. Sie seien schwer krank. Einer hat — zum Gaudium der Klasse — den Durchfall; ein anderer behauptet, es sei ihm eine Leistendrüse geschwollen. Ob er sie vorweisen solle?

Der Kax läßt die Horde hinaus, in Besorgnis, das Unheil möchte schlimmer werden, wenn er sie dabehalte.

Der Lafontaine wird wieder zur Hand genommen, und die Stunde nimmt ihren Fortgang.

Franke hat die Zeit ausgenützt.

Er übersetzt ohne jedweden Fehler.

Da meldet sich wieder einer: er müsse unter allen Umständen hinaus.

Der Kax läßt ihn nicht.

Der Schüler, es ist Backhaus, besteht auf seinem Willen.

Der Kax panzert sich mit Hartherzigkeit und zeigt sich entschlossen, aus dem Zweikampfe als Sieger hervorzugehen.

Backhaus beteuert, ein ärztliches Attest beibringen zu wollen.

(Sein Vater ist Dr. med.)

Er müsse unter allen Umständen hinaus.

Der Kax ist unerbittlich.

Backhaus wirft sich mit einem Schreie der Verzweiflung in die Bank und hebt an, ergreifend zu schluchzen.

Da gewährt ihm Kax seinen Willen.

Der Lafontaine wird wieder zur Hand genommen, die Stunde geht weiter.

Franke übersetzt fließend.

Da steht einer auf: Es sei vielleicht ratsam, wenn er nach den Hinausgegangenen sähe; denen könne ein Unheil zugestoßen sein.

Der Kax gestattet es großmütig.

Nach und nach leert sich die Klasse; die Hälfte der Schüler ist draußen oder vielmehr „unten".

Sie sitzen beim Hausmann und paffen Zigaretten.

Schließlich wird der Primus ausgesandt, die Verschwundenen zurückzubeordern.

Der Primus läßt sich unten beim Hausmann, stürmisch begrüßt, nieder, und die Hausmannsfrau bringt ihm ein Glas Milch und eine belegte Semmel.

Zwei Minuten vor Schluß der Stunde treffen sie alle miteinander wieder ein — — mit gräßlich verzogenen Gesichtern und die Taschentücher in den Mund gepfropft, um nicht vor Gelächter zu platzen.

— — Oftmals geschah es auch, daß im Gegenteil kein einziger hinausmußte.
Dann wurde „Bänke-Rücken" gespielt.
Die Ultimi fingen an, die in der Mitte Sitzenden rückten nach, und die Ersten schlossen.
Die Kunst war die, daß sämtliche Bänke ohne Zwischenraum an die Rückwand des Klassenzimmers geschoben werden mußten; die letzte Bank stand schließlich eingekeilt in der äußersten Ecke.
Durch das Nachrücken der übrigen entstand vor dem Pulte eine Art Tanzplatz: und auf diesem bewegte sich der Kax mit Anmut und unfähig, einzuschreiten.
Einer unserer Frechsten brachte gelegentlich seinen älteren Bruder, der ebenfalls Schüler des Kax war, mit und setzte ihn auf den Platz eines, der infolge Krankheit fehlte.
Der Kax unternahm nichts dagegen.
— — Schriftliche Hausaufgaben zu stellen, wagte er selten.
Unvergeßlich ist mir ein „Thème", das wir über die Pfingstferien aufbekommen hatten.
Ehe es zurückgegeben wurde, erschien der Kax in der Klasse, roch nach Wacholder und verkündete: Fönfzehn Schöler hätten die gleiche Arbeit abgeliefert. Wenn sich diese Fönfzehn freiwillig in der nächsten Pause am Lehrerzimmer einfönden

wörden, wolle er von einer döszöplönarischen Bestrafung absehen.
In der Pause umlagerten achtundzwanzig Mann das Lehrerzimmer, nämlich die ganze Klasse.
Der Primus, der die Arbeit übersetzt hatte, war anstandshalber mitgegangen.
— — Hineingefallen wäre ich auch beinahe einmal, und das war folgendermaßen:
Mein Nachbar hatte einst, in der Absicht, etwas Unerhörtes anzustellen, eine Gießkanne mitgebracht; eine Gießkanne, wie man sie im Haushalt für die Blumen auf dem Fenstersims verwendet; eine schöne, handliche Gießkanne.
Dieser Gießkanne bemächtigte ich mich und versteckte sie unter der Bank.
Während der Lektüre einer Komödie Molières stach mich der Hafer, und ich schleuderte das grüne Ding mit großer Kraft an die Tür.
Die Wirkung war einzigartig.
Denn das blecherne Gerät vollführte einen mörderischen Radau, und Lehrer wie Kameraden fuhren entsetzt in die Höhe und glotzten entgeistert.
Jemand stöhnte (grundlos): „Hilfe! — Ich bin getroffen!"
Unter allseitiger Teilnahme unsererseits schritt der Kax nach dem Schirmständer, unter den die Gießkanne gestürzt war, hob das verdächtige Möbel

auf und hinkte, als ob er's verauktionieren wolle, durch die Klasse. Auf mich zu.
„Reimann, das waren Sö!"
„Nein, Herr Professor!"
Er verschlang mich mit den Blicken, sträubte den Bart und roch mehr denn je nach Wacholder.
Einen nach dem andern fragte er, wie ein Inquisitor, ob er es gewesen sei.
Keiner antwortete Ja.
Beim Primus, den er honetterweise ausließ, sprach er:
„Kannmör jömand erklören, wö das passöhrt öst?"
Ein Schlaumeier verkündete, die Gießkanne habe bereits vor der Stunde auf dem Schirmständer gelegen und sei höchstwahrscheinlich „einfach heruntergefallen".
Mit Treuherzigkeit ward dies von allen Seiten bestätigt, und der Kax, obzwar er selbst an solche Möglichkeiten nicht glaubte, beruhigte sich.
Die Stunde wäre glatt abgelaufen, wenn nicht Ungetüm der Übermütige, eine Handvoll Kupfergeld prasselnd an die Wandtafel geworfen hätte.
Das erboste den Kax derart, daß er sich aufblähte, und schweigend die Klasse verließ, die Gießkanne in der Hand wie eine Kostbarkeit.
Herausgekriegt hätte er freilich den Täter keines-

falls, wenn er nicht die Hilfe des scharfsinnigen Mathematiklehrers in Anspruch genommen hätte. Dem war dies ein gefundenes Fressen.
Sehr schlau ging er vor:
Seiner Berechnung nach kamen nur diejenigen in Betracht, deren Betragen-Zensur schlechter war als 1^b.
Drei Mann hatten die 2^a, einer hatte die 2 und einer die 3.
Die fünf führte er nach Schulschluß in die Aula und verteilte sie in dem öden Raume, damit sie sich nicht verständigen könnten. Er selbst setzte sich an das Harmonium und nahm Mann für Mann ins Gebet.
Jedes Wort stenographierte er nach.
Als er alle verhört hatte, klappte er sein Buch zu und entließ die fünf.
Am folgenden Morgen bestellte er in den Pausen die nicht vernommenen dreiundzwanzig in den Konferenzsaal und fragte jeden einzeln, ob er irgendeinen Kameraden von dem Verdachte, die Pfennige geworfen zu haben, freisprechen könne. Auf diese Weise erwies es sich, daß ein gewisser Ungetüm und ein gewisser Reimann nicht von dem Verdachte freizusprechen seien; denn jeglicher hatte zwei oder drei Namen der Unbeteiligten angegeben.

Am selben Tage kaufte sich der Mathematikprofessor uns beide, indem er mich ins Gesangszimmer sperrte und den Ungetüm in die Bibliothek. Nach einer Weile kam er zu mir gestürmt und schnob: „Ungetüm hat gestanden, daß Sie's gewesen sind! Geben Sie's zu?"
Ich gab's zu.
Ich wußte nicht, daß er das umgekehrte Manöver soeben bei Ungetüm angewandt, und daß auch dieser die Tat eingestanden hatte.
Als er über unser Haupt zwei Stunden Karzer verhängte, versicherte Ungetüm, er ganz allein sei der Täter gewesen, worauf der gewisse Reimann in die heilige Beteuerung ausbrach, er ganz allein sei der Täter gewesen.
Es war ein edler Wettstreit.
Was wollte der Mathematiker tun?
Er ließ uns beide straffrei ausgehen; denn der Kax behauptete, es könne nur einer die Schweunereu mit den Kopfermönzen veröbt haben.
Seitdem herrschte jedoch ein gespanntes Verhältnis zwischen dem Kax und mir, und ich mußte auf der Hut sein.
Meine Tätigkeit in den französischen Stunden beschränkte sich in der Folgezeit darauf, daß ich, wenn es mir gerade einfiel, mit verstellter Stimme „Kax!" brüllte.

Das hatte ich mir dermaßen angewöhnt, daß ich unlängst, als ich zufällig mit dem Kax in ein und derselben Elektrischen fuhr — ich hatte ihn seit vielen Jahren nicht gesehen, und da saß er mir gegenüber: arrogant, eitel wie je und penetrant nach Wacholder duftend — daß ich an mich halten mußte, um nicht laut „Kax" zu rufen. Ich habe mich dann vorsichtshalber auf die hintere Plattform gestellt.

(Aus: „Das Paukerbuch", Geschichten vom Gymnasium.)

Peter Panter: Hanns Heinz Vampir

Der geborene sentimentalisch-witzlose Oberkellner des Wirtshauses an der Lahn." Nanu?
Und: „Wenn er Arsenik schrieb oder dachte, war es doppelkohlensaures Natron." Wer ist das?
Das sagt über Ewers Hans Reimann, in seinem witzigsten Buch. Aber so haben wir lange nicht gelacht.
Diese Parodie ist fast schon Leichenschändung. Ewers, eine nette kleine Journalistenbegabung aus der Zeit des Spätnaturalismus, sah bald aus den Abrechnungen seiner Verleger und aus den Briefen jener Verehrerinnen, die nicht alle werden, daß Eines sich in Deutschland — und vielleicht auf der ganzen Welt — immer lohnt: durch heim-

liche Andeutungen mit satanischen Lastern zu prunken. Es gibt lasterhafte Menschen; solche, die schreiben, sind selten darunter; und gar solche, die mit Emphase von ihren Lastern schreiben, dürfte es gar nicht geben. Denn wesentlich an einem Menschen ist das, was ihm selbstverständlich ist, das, wovon er überhaupt kein Wesens macht, weil es ihm Natur ist. (Der Marquis de Sade zählt nicht — denn in solchen Fällen ist auch schreiben eine Befriedigung.) Aber wir wollen den Vollbart wieder abhängen.

Der Blondin ist ein Poseur. Wenn er bedeutender wäre, müßte es ganz lustig sein, aus seinen Büchern zusammenzustellen, womit er, persönlich oder als Romanheld verkleidet, umherprotzt: mit Duellen, mit Weibern jeder Gattung, mit sexuellen Anomalien, mit tollkühnen Taten. Unangenehm, daß nichts davon wahr ist: ein paar Cook-Reisen, amerikanische, hier nicht nachzuprüfende Vaterlands-Propaganda (Wirkung gleich Null) — es ist nicht viel mit ihm. Die Redensarten, mit denen man bürgerliche Hysterikerinnen aufregt, schreibt ein begabter Mensch, wenn er das wollte, im Schlaf. Er hätte doch Referendar bleiben sollen. Denn er ist geschaffen, einem Stammtisch des Amtsgerichts Driesen monatelang Gesprächsstoff zu bieten. Man sagt mir, es

sei ihm Ernst mit seinem Geschreibe. Also nicht einmal ein Bluff!
Diesem Edschmied des Grauens hat Hans Reimann den Garaus gemacht. So witzig ist seit Meyrinks ‚Hil.igenlei‘ Keiner angepflaumt worden. Schon die Nachahmung der von dem Sataniker bevorzugten erschrecklich ge.ehrten Motten (Plural von: Motto) sind entzückend. So nach der Melodie: Erstens kennts Keiner, und zweitens wirds schon imponieren. Reimann: „Bnut ist ein ganz besondrer Saft. Druckfehler (XXII. Jahrhundert). — Agnis est felicis urbis lumen inoccidum. Petrus Damianonus, Erzbischof von Nowawes. — Montez, montez, voilà l'échelle! A. de Musset, Minjemann in Paris.“ Und der Text ist ein einziger großer Lacher.
Abgesehen von den Wortspielen, von denen einige ausgezeichnet sind, die aber im ganzen ermüden, und die Reimann gar nicht nötig hat — abgesehen davon fällt man aus dem Lachen nicht mehr heraus. Alles hat er gefaßt: dieses alberne Wort „irgendwie“, das Ewers und andere schlechte Feuilletonisten anwenden, um dem Ding einen Schuß Mystik zu geben; die lächerliche Überbetonung der Sexualität; die Ruhmesfanfare eines königlich preußischen vereidigten Beischläfers — „feine perverse Grazie“ rühmt dem Ewers Olga

Wohlbrück nach, die es wissen muß. Ein paar Proben:

„Er biß seine wunden Lippen, stieg in das sinnliche Auto.“ „... daß er in El Paso mit einem texanischen Kuhreiter um Kopf und Schwanz gewürfelt und dabei den Kopf verloren habe..“ „Er saß da, ewerste vor sich hin...“ Und am Schluß, weil ja der Meister auch nie verfehlt, anzugeben, wohin alles ihn sein Daimon geführt habe, ein Verzeichnis sächsischer Stationen, auf denen dieses Buch entstanden sei... „Kleinere Einfügungen: im D-Zug hinter Wurzen, Frauenabteil.“

Dieses unbegabte Stück Gaudemiché, das nicht einmal seine Quellen anständig verarbeiten kann (daher solch ein Schmarren wie der ‚Teufelsjäger‘), hat es hier ordentlich abbekommen.

Und wie gut die Parodie ist, dafür ein Kriterium:

Ich kenne den ‚Vampir‘ nicht und habe mich doch scheckig gelacht. Und auch für den Leser, der nie einen Roman von Ewers genossen hat, wird aus Reimanns Prachtband die Kunde von einer ulkigen Kruke aufstehen: Von einem, der auszog, das Gruseln zu lehren, und der ein primitives Hänschen geblieben ist sein Lebelang.

(Die Weltbühne, 1922.)

Hans Reimann:
Gervais / Harzer / Tilsiter

VIII.

Gervais

Innocentia, quidquid id est, timeo Danaos, et dona ferentes, ite domum saturae, venit hesperus, ite, capellae, innocentiae leve präsidium est und bewundernd untergehn.

J. W. Schniller, Evariste de Parny.

„Dem Indra tropfe der Tropfen."

Reli. de. Veda.

Wer Sorgen hat, hat auch Likör.

W. Busch, Ges. Gedichte.

Lulu klatschte in die Hände: unter den Klängen des Gladiatorenmarsches zogen Athleten herein, sie hatten kein Trikot an, nur einen ganz schmalen Schurz um die Lenden, schleppten den internationalen Rheinländer zu einem Kran, befestigten ihn, ließen ihn hinab auf die Avenue, in ein Auto, irgendwie.
Lulu rief dem Chauffeur einen Namen zu, das Auto raste los, hielt vor dem Klubhaus der Mondfrauen, irgendwo.
Eine Schar von Weibern stürzte auf die Straße, tanzte und sprang einen Tanz, der bacchantisch wild wirkte.

Aber nicht auf Frank Ewers.
Sie hatten nackte Beine, Arme und Nacken, trugen um den Leib dünne Schleier in allen Farben. Lulu öffnete ihren Beutel, warf Konfekt in die Luft.
Da warfen sich die Mädchen auf die Erde, rafften auf, so rasch sie nur greifen konnten, knüllten ihr Gewand zur Schürze, sammelten die Bonbons hinein.
Auf Lulus Wink sprangen vier Mondweiber herbei, schleppten den angeblichen Nervenmenschen ins Innere des Hauses, in einen Saal, der sich anschloß an einen Wintergarten, hier standen viele Zelte, die sich drängten, eines dicht an das andere.
Der Saal war sehr dunkel, nur rot umhängte Lampen warfen hier und dort ein spärliches Licht.
Die Mondweiber zogen den Willenlosen in das Mittelzelt, öffneten den Gurt ihrer eng anliegenden Brokatgewänder, lösten eine Federspange vorn an der Brust — da sprangen bis unter die Knie die Haken, alle zugleich, und die Silberkleider flogen auf nach beiden Seiten, wie Muscheln: völlig nackt lagen ihre Leiber vor ihm — weder Hemden hatten sie an noch Strümpfe.
Draußen lief ein Extrablattverkäufer vorüber und schrie die neueste Neuigkeit aus: die Deutschen,

die bis nach Châlons sur Marne vorgedrungen waren, hatten sich hinter die Marne zurückgezogen.

„Wer bist du?" fragte eine der Mondänen den schweigsamen Gast.

„Ich bin der Vampir," sagte er schlicht.

„Was tust du als solcher?"

„Im Brockhaus steht, daß Vampyr die slavische Benennung solcher Verstorbener ist, die nachts ihrem Grabe entsteigen, um Lebenden das Blut auszusaugen. So weit hab ich's noch nicht gebracht. Vorderhand begnüge ich mich damit, einen Roman zu konzipieren, der mir 350 000 Mark einbringen wird."

„Da wissen wir aber immer noch nicht, was du tust."

„Ich lebe von Stimulantien. Mit kleinsten Dosen Strychnin fing ich an, erst in Pulverform, dann in Pillen, später habe ich Digitalin versucht, Atropin, Sellerin, Koffein, Kokain, Andrenalin, Opium, Sanatogenitalin, Erdal, Sidol, Pebeco und Biomalz, jedes hielt mich aufrecht für eine Weile, nur sehr wenig half mir Heroin und Leandrin, und völlig zwecklos schien Morphium und Hirschhornsalz. Dagegen vermag mich Arsenik für Minuten frisch zu halten, auch Persil und Nigrin, wenn ich es in geringen Dosen nehme."

Die vier Mondeusen lächelten vampironisch, glaubten ihm nicht, durchschauten ihn als Aufschneider grimmigsten Kalibers.

Leises Sprechen hörte man aus den Nachbarzelten.

Frank kroch auf allen Vieren zu einer Seitenwand, lauerte durch ein kleines Loch.

Eine der Mondalisken belehrte ihn.

Es waren überall Gucklöcher in den Zeltwänden.

Lulu hatte das ausgedacht.

Es müsse ihn wenigstens aufregen, zu sehen — fand sie.

Frank sah durch das Loch.

Die Tochter eines Milliardärs lag auf dem Teppich, hatte ein zwölfjähriges Mädchen bei sich, zog dem Kinde Schuhe aus und Strümpfe, flüsterte leise, küßte die Kleine, streifte ihr das Gewand hinunter —

Frank kroch zu einer andern Seitenwand, sah durch das Loch.

Ein schlankes Weib, Großmutter seit zwei Jahren, richtete sich halb auf, schob sich zu einem Aschanti hin, die Arme nach hinten ausgestreckt, daß ihrer manweißschon Pracht hell herauslachte, zog die Beine aus dem Etui, gab sie ihm auf den Schoß — —

§ 184 — —
Frank kroch zu der dritten Seitenwand, zu der fünften, achten, nahm Papierblock und Bleistift, notierte.
Das würde ein saftiges Kapitel — —
Lulu trat neben ihn, sagte: „Nun, wie gefällt dir mein Kleid?"
Er beschaute sie, sagte: „Gib deiner Schneiderin einen Kuß von mir!"
Sie lehnte sich an ihn, sagte: „Es ist sehr bequem, mein Kleid — und es hat ein Geheimnis!"
Er schrieb weiter, sagte: „Nu wenn schon."
Es war Hopfen und Malz verloren.
Lulu dachte: „Was fang ich mit ihm an? Ist er tatsächlich pervers und ich merke bloß nichts? Ist er am Ende gar kein Ewers, sondern ein Perveweers?"

IX.

Harzer

Was nützet mich ein schönet Mädchen,
wenn andre drin spazieren gohn?
Talmud, Joma Fol. 478, Taanith.

Sie war nebbich eine bluome zu Saron
und eine schwarze rose im Tale.
Hohelied.

Sie schickte die vier Mondkälber hinaus, entfernte sich, holte ihren Leib-Chauffeur, ließ die beiden allein.

Frank musterte ihn von oben bis unten.
Der Chauffeur war schon ein Schaustück, schlank, gut gewachsen, ein rechter lieber Junge, fabelhaft rasiert, gut gepudert.
Er lächelte dem Vampir verführerisch zu, suchte sich an ihn heranzuvampirschen.
Der Vampir kaute Gummi, sein neuestes Laster.
Es hundertfünfundsiebzigte dem Chauffeur aus allen Poren.
Der Vampir rührte sich nicht.
Da schlug ihm der Chauffeur aufs Nasenbein, ließ ihn stehn, schritt rasch hinaus.
Der Vampir stand da — mit offenem Maul — Fühlte gut, daß er ungeheuer blöd aussah in dieser Minute, zog sein Taschentuch —

X.

Tilsiter

„Bnut ist ein ganz besondrer Saft."
Druckfehler (XXII. Jahrhundert)

„Eine der ältesten dieser Zauberformeln gibt ein Mittel, wie man plötzliche Liebe in ebenso großen Haß verwandelt."
Houston G. Brady.

Traktat über magische Formeln auf Sumero-Assyrischen Keilkissen.

„Misch des und trinke es in rotem Wein; da siehst du, wennste Schwein hast, den Grund aller Dinge."
Lithica des Babba illah Ifir rundsteiniania.

Lulu hatte die Szene durch eins der Gucklöcher beobachtet, fand ihn ohnmächtig am Boden liegen,

nahm den Papierblock, las, was er seit Tagen so eifrig gekritzelt.

„Die ganze Welt ist Sodom. Tiere sind wir und müssen Tiere suchen. In Chikago hielten sich sieben Chinesen ein Nilpferd — als Frau. Zu Gunnlod, der Riesentochter, kam Odin als Wurm, und die Heilige Jungfrau besuchte ein Täuberich. In Berlin lebt ein Regierungsoberrat, der steckt seiner Frau, wenn er Bedarf hat, einen Packen Hühnerfedern in den Sterz, läßt sie laut gackern. Professor Harriman in Baltimore lebt seit Jahren mit einer Äffin in wilder Ehe. Kein kalabrischer Ziegenhirt in den Pyrenäen oder der Pampa, der nicht unter den Geißen seine Thusnelda hat. Vergleiche hierzu Herrn Angelo in meinem standard work „Die Teufelsjäger". Vom goldenen Esel des Apulejus angefangen bis zu den Kranichen des Ibykus ist das, was die Menschen sodomitisch nennen, das einzig Natürliche. Als Nelson starb, vertrat ein großer Neufundländer seine Stelle bei der schönen Lady Hamilton."

So ging es seitenlang fort.

Die Reihe, in Ohnmacht zu fallen, war jetzt an Lulu.

Sie tat es nicht.

Aber sie sprach: „Wenn die Biester Literatur

fabrizieren könnten, würden sie nie und nimmermehr derartigen Dreck veröffentlichen."

Sie besprengte den Repräsentanten modernen Schrifttums mit Wasser, ließ ihn zum Auto transportieren, fuhr mit ihm zum Arzt.

(Drei Kapitel aus Hans Reimanns Parodie: „Ewers, ein garantiert verwahrloster Schundroman in Lumpen, Fetzchen, Mätzchen und Unterhosen, von H. H. Vampir.) 20. Auflage.



